

WIR SOLLTEN DRINGEND
WENIGER ZUSAMMEN UNTERNEHMEN

ROBERT POLZAR



Robert Polzar

*Wir sollten dringend weniger
zusammen machen!*

ISBN: 978-3-942920605

UN  **SICHTBAR**
VERLAG

Dank

Dank geht an Jerry, meinen unermüdlichen Begleiter,
und ganz besonders an Verena für ihre Unterstützung
(Tadelung ...) in Bezug auf Tirolerisch und Italienisch.
Außerdem an Dirk und Andreas vom Unsichtbar Verlag
und natürlich alle meine Lieben,
allen voran Sandy, meine Muse.

Prolog

Morgengrauen ist ein Wort, das von Menschen bewusst erfunden wurde. Für gewöhnlich nimmt man an, es wurde von jemandem erdacht, der die ganze Nacht durchgefeiert, gesoffen und getanzt hat und mit der aufgehenden Sonne und den ebenfalls aufgehenden Kopfschmerzen und Übelkeitsgefühlen plötzlich merkt, wie grausam Alkohol und andere Drogen nach ihrem Genuss sein können.

Aber das ist nicht wahr.

Morgengrauen wurde von ganz normalen Menschen erfunden. Menschen, die ein geregeltes und vielleicht glückliches Leben führen, die früh aufstehen, sich duschen, rasieren, parfümieren, mit ihrer Familie frühstücken und sich dann auf den Weg zu einer vielleicht erfüllenden Arbeit begeben.

Manchmal begegnen sie auf diesem Weg jemandem, der die ganze Nacht durchgefeiert, gesoffen und getanzt hat, und mit der aufgehenden Sonne und den ebenfalls aufgehenden Kopfschmerzen und Übelkeitsgefühlen plötzlich merkt, wie grausam Alkohol und andere Drogen nach ihrem Genuss sein können und dieser Jemand oder was von ihm übrig ist, ist dann das Morgengrauen.

John Carpenter verarbeitete eine dieser Begegnungen 1980 in seinem Film »Nebel des Grauens«. Aus Höflichkeit gegenüber der doch beträchtlichen Masse an Morgengrauen verzichtete er auf den Titel »Morgen des Grauens«, vielleicht auch, um seine traumatischen Erfahrungen während der Dreharbeiten nicht zu sehr wieder aufleben zu lassen.

In »Nebel des Grauens« erscheint ein mysteriöser selbiger und mit ihm kommen humpelnde, sabbernde Gestalten, fallen alle nüchternen Menschen an, brabbeln sie mit unverständlichen Lauten voll und hauchen sie mit ihrem verwehenden Atem an, bis es den Menschen entweder gelingt zu fliehen oder zu sterben.

Damals ein großer Erfolg an den Kinokassen, seit Urzeiten ein Klassiker am Sonntagmorgen oder wahlweise auch unter der Woche, Hauptsache, eine Kneipe ist in der Nähe.

1 In dem Tom und Jerry (TJ) erwachen und sich verlieben.

Tom wachte auf, weil die Pfütze, in der er lag, nicht mehr ausschließlich nach Erbrochenem roch. Außerdem schien es zu regnen. Er richtete sich auf und suchte im Himmel nach der Wolke, die ihn voll regnete, aber da war keine. Die Sonne stach fast boshaft hell durch den gleißenden Himmel und lachte ihm fies ins Gesicht.

»Gott, was für ein grauenhafter Morgen«, dachte er.

Es konnte noch nicht allzu spät sein, die Sonne hing gerade über dem Rand des Berges und die Farbe des Himmels konnte man weiß mit Abstufungen nennen.

Tom blickte sich um, um herauszufinden, wo er eigentlich war, warum und wie es Jerry ging.

Jerry lag einen Meter weiter, am westlichen Ende von Lake Kotz, wie Tom geistesgegenwärtig vor der Bewusstlosigkeit die immer noch nach Alkohol stinkende Pfütze Erbrochenes, die Jerry und er gemeinsam fabriziert hatten, genannt hatte.

Auf Lake Kotz war er gekommen, weil Jerrys Speiseröhre ein Stückchen Wurst beigesteuert hatte, dessen Pelle sich von den erfolglosen Bemühungen der Magensäure gelöst hatte und wie ein kleines Segel nach oben abstand, während der Rumpf, also der Rest Fleisch, gemächlich auf der dicken Brühe trieb.

»Ausflug am Sonntag an den See, nach Lake Kotz«, hatte Tom lachend gerufen und sich dabei ein weiteres mal übergeben, bevor bei ihm die Lichter ausgingen.

Über Jerry beendete gerade ein Hund seine Markierungsarbeiten. Damit wäre auch der mysteriöse Regen geklärt, dachte Tom.

Der Hund lief schwanzwedelnd und hechelnd zu seinem Herrchen, einem schon fast unverschämt gerade stehenden Menschen zwei Meter weiter mit bereits angegrautem Haar, der seinen Hund mit einem Tätschler auf den Kopf empfieng und dabei sagte: »Feiner Hund, hast du fein gemacht.«

Als er sah, dass Tom ihn ansah, hob er die Augenbrauen und sah mit einem »Ist was?«-Blick zurück, ehe er sich umdrehte und seinen Hund in Richtung Burg wegführte.

»Feiner Hund, ein ganz feiner bist Du«, hörte Tom ihn noch und bemerkte dabei, dass das kleine Segelschiff auf dem See verschwunden war.

Jerry begann sich zu rühren. Tom wusste nicht, ob es ein Stöhnen war, ein Signal für das Ableben oder ob Jerry in den Falten seiner Magenwand noch etwas Erbrechbares gefunden hatte.

Normalerweise hätte er sich um seinen Freund gekümmert, hätte ihm die langen Haare aus dem Gesicht gehalten, obwohl das wiederum nicht mehr als eine Geste gewesen wäre, denn die Haare hatten ebenfalls die Nacht am See verbracht, aber im Moment drangen Jerrys schwache Lebenszeichen nur von fern an sein Ohr.

Es lag an der Sonne. Nicht an der Gasexplosion irgendwo weit entfernt im Weltraum. Direkt vor ihm hing in drei Meter Höhe eine zweite Sonne.

Ein überirdisches Wesen. Ein Gesicht wie ein zweiter Sonnenaufgang.

Tom und Jerry lagen vor einem großen Werbeplakat. Auf dem Plakat sah man eine Frau, die aus Honig, Milch und

Weizen gemacht schien. Sie trug ein rostbraunes T-Shirt und jonglierte vor einem Milkahimmel mit einem Apfel.

Tom befand sich noch nicht in der Verfassung, den Text zu lesen. Selbst nüchtern hätte er das nicht gekonnt. Das Wesen vor ihm war die perfekte Frau. Das perfekte Lächeln. Sie strahlte Gesundheit und Reinheit aus, zwei Eigenschaften, nach denen er sich in diesem Moment mehr sehnte, als je zuvor.

Neben ihm grummelte und bewegte sich der sauer riechende Berg aus Kleidung, Haaren und Kruste. Jerry setzte sich auf, hielt sich den Kopf, schaute Tom an und dann, wohin dieser blickte.

Er sagte nichts, verharrte nur wie Tom vor dem Bildnis der schönsten Frau der Welt in andächtigem Schweigen.

Als der Mann und sein Hund zurückkamen, meinte Tom: »Lass uns gehen.«

»Wohin?«, fragte Jerry.

»Keine Ahnung, egal.«

»Komm, wir fahrn zu Mirjam.«, sagte Jerry

»Zu wem?«

Statt einer Antwort zeigte Jerry auf das große Plakat.

Auf dem unteren Bildrand stand »Mirjam Weichelsbraun«.

»Mirjam Weichselbraun. Wer ist denn das?«

»Das ist eine Moderatorin im Fernsehen. Glaube ich.«

Jerry war Österreicher. Wenigstens auf dem Papier. Seine Eltern waren, als sie gerade volljährig waren, nach Deutschland ausgewandert und seitdem dort geblieben.

Jerry hatte also österreichisches Blut, eine unbestimmte Sehnsucht nach Bergen und frischem Gras und einen großen Traum, einen nicht gigantischen, aber bisher unerfüllten Traum, der ihn gleichzeitig irgendwie liebenswürdig und zum Ziel generellen Spotts machte: Jerry war noch nie in Wien gewesen.

Bezeichnete man ihn seit seiner Kindheit liebevoll als Quotenösterreicher oder Schluchtenkacker, kratzten alle diese Beleidigungen an seinem ausgeglichenen Wesen kein bisschen, aber der Schmerz, noch nie Wien gesehen zu haben, saß tief.

Auch wenn die Österreicher sagen, dass Wien nicht Österreich ist, ist man kein Österreicher, wenn man noch nie in Wien war.

Genauso zerrissen wie dieser Widerspruch war Jerry. Wenn er in Österreich war, versuchte er mit oberösterreichischem Akzent zu sprechen, aber der hessische Einschlag in seiner Sprache war meistens stärker.

In Deutschland haben die Österreicher nicht die stärkste Lobby, bei den meisten Bewohnern aus Austria hört die geographische Kenntnis ihres nördlichen Nachbarlandes bei München auf, und man findet mehr Bergbewohner auf Schiffen oder in der Karibik als Radtourguides, als bei den Piefkes, wie die Schluchties uns hin und wieder nennen.

Aber fangen wir vorne an. Ich bin Deutscher. Ich bin Tom. Ich erzähle gerne von mir und damit man es nicht so merkt, erzähle ich meistens in der dritten Person, dann wirkt das wie: Boah, der ist ja bescheiden, aber der hat Freunde, die so coole Sachen erleben, also muss er selbst total cool sein, auch wenn er das nicht raushängen lässt, mit dem will ich ins Bett.

Jerry ist mein bester Kumpel. Wir sind nicht zusammen aufgewachsen, wie das in so Geschichten üblich ist, und bezeichnenderweise haben wir uns auf so was ähnlichem wie dem, was wir gerade machen, kennen gelernt.

Damals nannte man das Jugendfreizeit. Jerry kam aus dem Norden, ich aus dem Süden derselben Stadt. Wir trafen uns in der Mitte und verließen das Land. So könnte

man das am einfachsten beschreiben. Wir und 49 andere, aber eigentlich gab es immer nur uns. Mädchen kamen und gingen, manche Freundschaften von solchen Fahrten hielten ein paar Wochen, die Feindschaften meistens auch nicht länger, aber am Ende des Tages saßen Jerry und ich zusammen und genossen schweigend die Gegenwart des Anderen und die Abwesenheit des Restes. Wir mussten uns nicht absprechen, um gemeinsam im Jahr darauf wieder auf dieselbe Freizeit zu fahren. Und die Jahre danach auch. Vielleicht lag es an der Leere, die jeder von uns in sich fühlte, oder an dem Gefühl, dass es etwas gab, das ein Leben ohne jegliche Leere versprach, ohne zu wissen, was genau das war. Vielleicht suchten wir danach im Nachhall des Tages, wenn wir abends beieinander saßen und unsere Eindrücke sortierten. Vielleicht siebten wir in unserem Gedächtnis danach wie Goldsucher im Schlamm nach Goldkrümeln. Vielleicht haben wir es auch gefunden und uns nicht eingestanden, dass die Suche das ist, was alles lebenswert macht. Vielleicht passte Tom und Jerry auch einfach zu gut zusammen, um das zu trennen. Jedenfalls fahren wir immer wieder auf Freizeit, pardon, ich korrigiere mich, wir sind eigentlich nie wieder heimgefahren.

Wir sind unterwegs. Das ist so was wie eine Mischung aus Hobby und Lebensinhalt. Ich befürchte, der Hauptantrieb geht von mir aus und ich ziehe Jerry gerne mit rein, denn er traut sich zwar nicht so richtig, wäre aber auch gerne noch mehr unterwegs. Paradoxerweise sucht er die Frau fürs Leben. Er möchte unterwegs sein, um sesshaft zu werden, um die eine Liebe zu finden, die für ihn bestimmt ist. Daran glaubt er; dass es für jeden den perfekten Partner gibt. Wenn sie nicht nebenan wohnt, muss man sie halt suchen. Deswegen ist er unterwegs. Deswegen, und weil

er eine unbestimmte Sehnsucht nach Bergen und frischem Gras hat, denn davon gibt's in Deutschland ja nicht mehr so viel.

Der letzte Ort, an den ich ihn geschleppt habe, war ein Hotel in den Bergen in Österreich. Da hatte er eigentlich alles, eben Berge und unter der Schneedecke frisches Gras. Tiefgefroren, aber sozusagen sonnengereift frisch.

Wir arbeiteten als Skilehrer in einem Kurhotel und verbrachten die Hälfte des Frühlings auch dort, denn unser Märchenparadies aus Schnee und Eis weigerte sich beharrlich zu tauen.

Die Geschichte beginnt an dem Tag nach unserem letzten Tag im Hotel.

Am letzten Tag fuhren wir mit der Bahn und unseren Sachen, also den Skiern, Jerry hatte zwei Paar, den Skistiefeln, den Stöcken, unserer Kleidung, Verpflegung für drei Tage, zwei Flaschen Whiskey, einer Ansichtskarte von Wien aus dem Jahr 1989, einem Stoffmurmeltier und einem Koffer guter Laune ins Tal, nach Salzburg.

Salzburg ist die Geburtsstadt Mozarts, ehemals ein wichtiger Handelsknotenpunkt am Eingang der Alpen, hat eine gut erhaltene Altstadt, die fast nur aus Kirchen und Klöstern besteht, schöne Cafés, schöne Frauen und eine Kneipenzeile am Ufer der Salzach.

Tom und Jerrys Zug fuhr nachmittags in den Salzburger Hauptbahnhof ein, sie schulterten, zogen und schlepten ihr Gepäck in Richtung der Innenstadt, besetzten ein Café und beschlossen, dort erst mal zu bleiben.

Der herbeigeeilte Kellner zeigte sich am Anfang etwas irritiert, denn die beiden Helden und ihr Gepäck nahmen zusammen drei der kleinen runden Tische und beistehenden Stühle ein, aber als kultivierter Salzburger mit einer

gesunden Portion Deutschenverachtung behandelte er sie einfach genauso herablassend wie alle anderen Ausländer und hoffte, sie würden bald gehen.

In der zweiten Stunde ihres Aufenthalts übersahen Tom und Jerry eine kaum wahrnehmbare Veränderung seines Tonfalls, als er seine Taktik änderte und begann, den Herren zu schmeicheln und durch höfliches Befragen über ihren geplanten Aufenthalt und weiteres Ziel versuchte, sie subtil zum Aufbruch dorthin zu bewegen.

Unseren Helden entging diese Feinheit grundlegend, sie waren beschäftigt mit planen, diskutieren, rekapitulieren und mit dem feinen Salzburger Kaffee mit dem doppelten Schuss Mozartlikör, denn ein wenig Sahne und Likör schmieren bekanntlich die Gehirnwindungen und führen zu tollen Einfällen und die beiden hatten noch keinen Schimmer, wohin sie weiter ziehen sollten.

In der dritten Stunde versuchte der Kellner, den Tisch unserer jungen Recken zu meiden und sie durch pure Ignoranz zum Gehen zu bewegen. In der vierten zeigte er selbst für unsere jungen Abenteurer sichtliche Zeichen von Nervosität, hatten die beiden doch bis dahin jeder acht Kaffees mit Likör und fünf Kurze eingenommen, und wusste er nicht, ob sie nicht vielleicht bei präsentieren der Rechnung randalieren, den Tisch umschmeißen, sich über ihr Gepäck erbrechen und zu allem Unglück das Café und somit ihn dafür verantwortlich machen würden. In der fünften Stunde begann sein Auge zu zucken und sein Chef schickte ihn nach Hause, denn er schwitzte, roch sauer und murmelte unentwegt vor sich hin, weswegen er Rechnungen falsch abschloss, seine Kollegen erschreckte und die Gäste verunsicherte.

In der sechsten Stunde bat der Chef höchst persönlich nach eingehender Beratung mit seinem Koch und zwei

der Fräulein unsere beiden Streiter, das Café zu verlassen, man schließe jetzt und wolle sich um den verletzten Kellner kümmern, der bei dem Versuch, nach Hause zu gehen, über eine Stufe und mit dem Kopf in einen Pferdearsch gefallen war, und unsere beiden mutigen Forscher bezahlten ihre Rechnung, schulterten, zogen und schleppten ihr Gepäck nach draußen vor die von einem sichtlich erleichterten und leicht beschämten Chef geschlossene Tür und wussten immer noch nicht, wohin.

Jerry hatte vorgeschlagen nach Italien zu reisen, dort sei es schon wärmer, man könne sich nach den Bergen erholen, am Strand Baden gehen, den Frauen nachsehen und vielleicht auf einem Campingplatz arbeiten.

Tom hatte das Standardargument Skier angeführt, zusammen mit dem unwiderlegbaren Argument, der erste Weg müsse nach Deutschland führen, um das Gepäck und die Skikleidung loszuwerden, und wenn man da war, konnte man doch in Richtung Norden weiter, erst nach Holland, die Küste bei Den Haag soll im Frühjahr lieblich sein, und dann war da ja auch noch Amsterdam, und dann könnte man weiter nach Schweden, alle erzählten doch immer wie schön und willig die Frauen dort seien, und schwedisch war als Sprache dem Deutschen ja nun mal näher als Italienisch und Konsorten.

Schließlich hatten sie sich auf nichts geeignet und einfach getrunken und über die vergangenen Monate geredet, gelacht und gerätselt. Über die unzähligen Menschen, die sie, teils von Innen und Außen, kennen, hassen und lieben gelernt hatten, die seltsamen Wege und Gebärden eines Hotelbetriebs, die Eigenart der Bergvölker und ob man das, was sie von sich gaben, schon Sprache oder noch eine Vorstufe davon nennen konnte.

Als sie das Café verließen, es war schon dunkel, standen sie eine Weile vor der Tür und wussten nicht wohin.

»Folgen wir dem Wind«, meinte Tom poetisch und Jerry sagte: »Ich spüre keinen. Ich glaube, es ist windstill«, und sie waren wieder so weit wie vorher.

Zu ihrem Glück waren sie bereits angetrunken, und Alkohol schmiert wirklich einige besondere Windungen im Gehirn, alkoholisierte Menschen finden viel leichter mit anderen alkoholisierten Menschen zusammen als nicht-alkoholisierte mit nicht-alkoholisierten, und so betreten sie schon bald eine der urigen Kneipen an der früheren Stadtmauer am Rand der Innenstadt an der Salzach, stellten ihr Gepäck, das sie geschultert, geschleppt und gezogen hatten, in einer Ecke ab und begaben sich zur Bar, um endlich den Durst zu löschen, den der ganze süße Likör ihnen verursacht hatte.

Als sie an der ersten Bar jeder zwei Liter Bier getrunken und durch regelmäßige Toilettengänge den Körper wieder richtig schön durchgespült und gereinigt hatten, zogen sie eine Tür weiter in die nächste Bar, denn jetzt waren sie in der Laune, wieder mal richtig etwas zu bewegen, sich zu verändern und im Leben voran zu kommen.

Ihr Gepäck ließen sie stehen, die Menschen in Österreich sind per se anständig und herzlich, man duzt sich in den Cafés, in den Supermärkten und sogar beim Arzt, einem solchen Volk konnte man das bisschen Habe bedenkenlos anvertrauen, was sollte auch ein Österreicher mit einem Paar von Deutschen krumm gefahrenen Skiern, hatte er doch selber seit seiner Kindheit immer ein makelloses Paar im Schrank stehen, für den Österreicher an sich ein Grundausstattungs-element, wichtiger noch als der Eimer mit dem geschnitzten Familienwappen zum Kühe melken

oder das gerahmte Bild eines der letzten Kaiser, von Zeit zu Zeit wehmütig betrachtet, an der Wand.

Nun, Pub folgte auf Pub, Begegnung auf Begegnung. So lernten unsere Verständigungsbeamten Namibische Austauschstudenten im Irish Pub kennen, kalifornische Austauschstudenten in der Blues Bar, Deutsche Austauschstudenten in der Kellerklause, aber mit denen pflegte man kein langes Gespräch, man war ja auf Kulturaustausch, wollte in die einheimische Mentalität sich einarbeiten, am besten einziehen, denn eine Lösung für das Übernachtungsproblem war noch nicht gefunden, zwei junge Polinnen, die es geschafft hatten, noch betrunken zu werden als unsere beiden Vorreiter im Disco Stadl und die immerhin mit sich tanzen und sich, zumindest von Tom, auch hin und wieder küssen ließen, bevor ein paar österreichische Jungs mit marokkanischer Abstammung und Wiener Dialekt ihr Recht an den Damen forderten und Tom und Jerry alleine und zu betrunken für ein neues Projekt zurück ließen, so dass diese beschlossen, ihr Gepäck zu holen und sich in der nicht allzu weit entfernten Jugendherberge in den Essensaal oder wenigstens in den Vorgarten zu legen.

Das Gepäck war nun ebenfalls mit jemand anderem nach Hause gegangen, was unseren beiden Pionieren immerhin das Schultern, Schleppen und Ziehen ersparte, ausgenommen in Betracht auf ihre eigenen Körper, versteht sich, und so kam es, dass sie vor einem Plakat mit der schönsten Frau der Welt einen kleinen See anlegten, sich an dessen Ufern und zum Teil in dessen Wassern niederlegten und am folgenden Morgen eine Weile nach Sonnenaufgang von einem Hund wachgepinkelt wurden.

»Hey Schluchti«, rief Tom und zwinkerte, »vielleicht wohnt sie ja in Wien.«

»Ja vielleicht«, antwortete Jerry und schwieg wieder glasig. Tom räusperte sich.

»Hey Jerry, vielleicht wohnt Mirjam Weichselbraun ja in Wi-hien.«

»Hast du das nicht gerade schon mal gesagt?«

»Ja, aber wir sitzen immer noch hier rum in deiner und meiner Kotze. Wenn wir Fräulein Tausendschön finden wollen, brauchen wir erst mal eine Dusche und etwas anzuziehen.«

Er hielt kurz inne und brummte dann: »Und wo zur Hölle sind wir eigentlich?«

Sie blickten sich um. Zu ihrer Rechten erhob sich die Festung Hohensalzburg auf einem gewaltigen Felsendorn. Vor ihnen erhob sich ein Werbeplakat einer bekannten Supermarktkette mit Mirjam Weichselbraun darauf, aber das hatten wir ja schon.

Eine erste Standortsanalyse ergab, dass Tom und Jerry sich nicht weit, ja nicht einmal hundert Meter, von der Jugendherberge entfernt befanden. Fünfzig Meter weiter und sie hätten es geschafft, dort in den Vorgarten zu kotzen.

Sie schleppten sich auf den Eingang zu und warteten, bis eine schnatternde und unruhige Gruppe Asiaten auf ihrem ersten Europatrip die Rezeption belagerte und in Schach hielt. Sie stahlen sich am Empfangstresen vorbei, folgten den Schildern in Richtung Wohntrakt, klauten Handseife in den Klos und nahmen sie mit in die Gemeinschaftsduschräume, wo sie zumindest ihre Körper von Schmutz, Staub und Essensresten befreien konnten.

Als sie ihre Klamotten wieder anzogen, erschienen sie ihnen doppelt so widerlich wie davor.

»Warmes Bier riecht einfach eklig«, kommentierte Jerry.

»Ich finde auch, dass der Kaffee, als ich ihn das erste Mal im Mund hatte, besser geschmeckt hat als beim zweiten Mal.«, antwortete Tom.

»Hättest du es lieber, wenn Kotze einfach nur nach Kotze schmeckt, oder bist du der Meinung, dass ein wenig Geschmack den Ekel davor lindert und durchaus zu begrüßen ist?«

»Ich sage es mal so:«, sagte Tom, »das kommt unter anderem auf die Zeitspanne zwischen Einnahme und Auswurf an. Wenn du zum Beispiel am nächsten Morgen dein Abendessen auskotzt, weil du beim Frühstück so müde warst, dass du erst beim letzten Löffel gemerkt hast, dass die Milch in deinen Cornflakes schon längst verdorben und sauer war, und dann kommt durch den Cornflakesbrei so eine warme Note von Salamipizza durch, das hat irgendwie was heimisches, was vertrautes, so als würde die Salami dir zulächeln, dich in den Arm nehmen und dir sagen: ›Nicht so schlimm, ich bin's nur.‹ Auf der anderen Seite habe ich mal Joghurt ausgekotzt, nachdem ich ihn gerade gegessen hatte, und er kam in einem langen festen Band raus und schmeckte beinahe genauso wie vorher, nur ein bisschen saurer, das war schon ziemlich eklig, und danach hatte ich eine Weile keine Lust mehr auf Joghurt.«

»Vielleicht könnte man etwas erfinden, das man zu jedem Essen einnimmt, und wenn man dann kotzt, dann schmeckt die Kotze nach einem Geschmack eigener Wahl, vielleicht macht kotzen dann ja Spaß und man kann mehr Bier trinken und trotzdem schlank bleiben.«

»Vielleicht muss man sich einfach angewöhnen, direkt nach jedem Bier aufs Klo kotzen zu gehen, dann kann man auch mehr trinken und ...«

»Sag mal, könnt ihr Schweine nicht mal damit aufhören?«, meldete sich ihr Duschnachbar, der sich ebenfalls im Vorraum abtrocknete, kein Asiat und während des Gesprächs immer bleicher geworden war.

»Wieso?«, grinste Jerry ihn an. »Bist du anderer Meinung?«

»Genau«, legte Tom nach, »wonach hast du eigentlich geschmeckt als man dich ausgekotzt hat?«

Der Duschnachbar lief rot an, trocknete dabei sofort, nahm – obwohl noch nicht fertig angezogen – seine Sachen und verließ die Dusche.

»Auf jeden Fall sauer«, sagte Jerry.

In dem TJ auf Kurs gehen.

Frühstück ist die am leichtesten zu organisierende Mahlzeit, wenn man auf Reisen ist. In Hotels kann man bedenkenlos sein Gepäck in der Nähe des Tisches abstellen und damit signalisieren, man sei ein neuer Gast und könne noch nicht einchecken, die antrainierte Höflichkeit jedes Restaurantmitarbeiters wird ihn davon abhalten, nachzufragen.

Ebenso verhält es sich in Jugendherbergen, Hostels und anderen low-Budget Einrichtungen.

Wenn man sowieso kein eingetragener Gast ist, kann man sich in den Etablissements, die kein Frühstück dabei haben, auch mal am Gemeinschaftskühlschrank bedienen, und wenn man erwischt wird immer noch etwas stammeln wie: »Oh, hey, du das tut mir echt leid; der Paul aus Zimmer 53 hat gesagt, das sei seine Butter und ich könne mir ruhig etwas nehmen, schließlich hat er gestern mein Portemonnaie verloren, als ich ihn gebeten hatte, kurz auf meinen Rucksack aufzupassen, weil wir in die Kathedrale wollten, und die sehen das nicht so gerne, wenn man mit Taschen reinkommt, und da haben wir ihn draußen getroffen und verabredet, in Gruppen reinzugehen, aber als wir rauskamen war irgendwie nur mein Rucksack weg und Paul meinte, er hätte nur kurz mit einer von den Chicas geflirtet, und jetzt muss ich heute aufs Konsulat und bin deswegen früher als er aufgestanden, und draußen wartet mein Freund Kalle und ...«.

Spätestens an dieser Stelle gibt das Gegenüber auf.

Wenn man Glück hat, ist er oder sie einer von diesen sozialen Menschen und leiht einem noch etwas Geld, das man hoch und heilig verspricht am Abend zurück zu geben.

In großen Herbergs- oder Hostelbetrieben ist das mit dem Frühstück viel einfacher. In den meisten von ihnen gibt es ein Buffet ohne Schlüsselkontrolle.

Man muss einfach etwas zerkrummt und nach wilder Partytour am Vorabend aussehen, dann schauen die Menschen hinter dem Tresen geübt angeekelt, damit man auch nicht vergisst, dass man zum Abschaum der Welt gehört, und sind froh, wenn das Gesicht mit dem Teller sich mit ein paar Brotscheiben und etwas Rührei wieder verzieht.

Der andere Vorteil an diesen Betrieben ist, dass sie jeglicher Sorge über die Wahl des Lebensmittels entheben.

»Was hast du dir genommen?«, fragte Tom Jerry.

»Ich glaube, das soll Brot sein, dunkelgelbe Butter oder vielleicht auch Schweinefett, Marmeladenersatz, und diese Birne wollte eigentlich ein Apfel werden und ist über die nicht statt gefundene Verwandlung extrem verbittert. Und du?«

»Rührei aus Eiersatz, oder vielleicht haben sie gestern den Abzug gereinigt und das ist, was dabei raus kam. Und diese Cornflakes ... ich weiß nicht ... ich glaub, das sind Zombies. Zombiefakes. Trocken, staubig und leblos.«

»Lass mal probieren.«

Tom reichte ihm einen Löffel.

»Hm, schmeckt ein bisschen wie mein Brot. Oder was immer es vor seinem Tod war.«

Tom und Jerry aßen weiter und machten Scherze über ihr Essen.

Sie saßen an einem der Fenster, durch die Sonnenlicht in den Innenraum und auf ihr Zombiessen fiel. Über ihnen hingen Bildschirme, auf denen die nervtötenden Schnitte von MTV Clips und anderen hippen Sendern liefen. Zu viele Farben für einen solchen Morgen.

Tom bemühte sich dennoch, immer aufmerksam zu verfolgen, was gerade auf den Bildschirmen geschah. Vielleicht sah er ja Mirjam.

»Sag mal Schluchti«, setzte er an, »bei welchem Sender arbeitet unsere Prinzessin eigentlich?«

»Keine Ahnung.«

»Gut, das ist schon mal ein Anfang. Hattest du dein Geld eigentlich im Gepäck oder ist es noch da?«

»Das meiste im Gepäck. Und du?«

»Versoffen.« Jerry erstarrte. »Du hast den ganzen Lohn eines halben Jahres an einem Abend versoffen?«

»Nein, nein«, beruhigte Tom ihn, Jerry entspannte sich wieder, »das meiste habe ich schon im Hotel ausgegeben.«

Jerry hatte erleichtert von seinem Brot abgebissen. Er wollte gerade schlucken, aber der Bissen schaffte es nur bis kurz hinter den Rachen.

Während er erst rot anlief und dann blau und wild um sich schlagend den Bissen wieder hochwürgte, trank Tom seinen Tee und fragte sich, warum Jerry so einen Aufstand machte.

Als er das Gefühl hatte, dass der andere wieder Aufmerksamkeit für ihn übrig hatte, sagte er: »Mensch, kannst du nicht vielleicht ein bisschen weniger dramatisch sein? Ich würde gerne nicht so sehr auffallen.«

»Weniger dramatisch?!«, Jerry schrie fast und hustete noch ein bisschen nach. »Ich ersticke hier und du gibst mehrere tausend Euro aus, um dir die Birne zuzuballern, und jetzt

sitzen wir hier und haben kein Geld mehr übrig und alles was du sagen kannst ist, ich soll weniger dramatisch sein.« Tom sah ihn an. »Sag mal, red ich chinesisches? Du schreist schon wieder.«

Jerry ließ sich in seinem Plastikstuhl gegen die Lehne sinken.

Mittlerweile schauten die Bewohner an den anderen Tischen zum Teil verstohlen, zum Teil unverhohlen zu ihnen herüber.

Ein Koreaner machte ein Foto von ihnen und beriet sich danach mit seinen Tischkollegen, was er eigentlich abgelichtet hatte.

»Jetzt reg dich ab«, lenkte Tom ein, »da war letzte Woche diese Aerobicgruppe, Tigerobics oder so, irgendwie musste ich die Mädels ja bei Laune halten. Und dann noch der Ausflug mit Jenny aus der Küche und die beiden Holländerinnen...«

Jerry hörte nur mit einem Ohr zu. Er kannte Toms Frauengeschichten.

»Bist du wenigstens zum Stich gekommen?«, fragte er.

»Na ja, ... zum Teil ...«

»Kerle noch eins, ich sag's dir immer wieder: Zuerst muss die Frau dir was geben, dann lädst du sie ein!«

Sagt Mr. Sexless, dachte Tom, sagte aber nichts. Dass Jerry ziemlich undersexed war, lag nicht daran, dass er nicht gekonnt hätte, wenn er denn mal gewollte. Aber er wollte nicht oder nicht mit jeder. Oder nicht mit jeder, die nicht perfekt war. Na ja, jetzt war da ja Mirjam. Ein Hoch auf computerbearbeitete Bilder.

»Egal«, Jerry beschloss, das Thema zu wechseln, »wie viel haben wir noch?«

»Ich hab vielleicht noch fünfzig Euro. Und du?«

Jerry kramte die letzten Scheine und Münzen in seinen Taschen zusammen. »Siebenundneunzig Euro dreiundfünfzig und etwas Kopfweh.«, sagte er.

»Hey, Kopfweh hab ich auch, wenn wir zusammenlegen sind wir reich«, raunte Tom zurück.

Jerry musste grinsen, auch wenn's weh tat.

Sie verließen die Herberge und fragten sich zur lokalen Touristeninformation durch. Jerry trug ein buntes T-Shirt, auf dem die Kotzflecken der vergangenen Nacht weniger auffielen, daher einigten sich die beiden darauf, dass er hineingehen und fragen sollte. Außerdem sprach er ja die Landessprache.

Als er an der Reihe war und an den Tisch, hinter dem eine korrekt gekleidete Dame in ihren frühen Fünfzigern saß, trat, warf er ihr ein alpenhaft-joviales »Ja Servus« zu, worauf sie ein förmliches »Guten Tag« zurückschlug.

Dadurch aus dem Konzept gebracht stammelte er: »Ja, mei, was für a schönes Wetter da draußen«, was sie nur mit einem schrägen Blick quittierte und keinerlei Antwort für würdig hielt.

Vor seinem inneren Auge sah Jerry das gesamte Taktikgebäude zusammen brechen, das Tom und er entwickelt hatten.

»Wir gehen – also, du gehst einfach rein und fragst direkt, ob man das Haus von Mirjam Weichselbraun in der Stadt besichtigen kann. Dabei musst du ihr Gesicht genau beobachten. Wenn sie leicht zuckt und dann sagt, sie wisse nicht, wo das ist, lügt sie und weiß genau, wo es steht, will es dir aber nicht verraten. Dann musst du ihr weiter zusetzen und sagen, du wüsstest aus vertraulicher Quelle, dass ihr Haus in Salzburg sei, aus sehr vertraulicher Quelle, das musst du betonen, und wenn sie dann schluckt, dann hast

du sie. Dann legst du einen Arm auf ihren Tresen, damit signalisierst du ihr unterbewusst, dass du bereit bist, in ihren Bereich einzudringen, hab ich mal in einem Buch über Körpersprache gelesen, und schautst ihr tief in die Augen, dann fängt sie an zu schwitzen und spätestens nach zehn Sekunden bricht sie zusammen und verrät dir alles was du willst.« Jerry fragte sich, an welcher Stelle seines Lebens Tom seine großen geistigen Schäden erlitten hatte.

»Ich geh einfach rein und frag sie.«

»Vergiss es. Es geht um eine Prominente, sie wird dir nichts sagen.«

»Ach was, unter Österreichern sagt man sich alles. Pass auf.«

Jetzt stand Jerry vor der einssechzig großen Frau, die zudem noch saß, und wusste seinen Text nicht mehr.

Seine österreichische Verbrüderung war anscheinend fehlgeschlagen und das Zucken in ihrem Gesicht bezog sich vermutlich eher auf den Geruch seiner Kleidung, denn nach Mirjam hatte er noch gar nicht gefragt.

Jerry begann zu schwitzen.

»Ja sehens, gute Frau ...«, begann er.

»Geht das mal schneller da vorne?«, rief einer der fünf Menschen in der Schlange hinter ihm.

Jerry versuchte, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Nun, ich, ... äh, ich wollte fragen, ... äh«

Die stahlgraue Frau sah ihn durchdringend an. Jerry flossen Bäche aus Schweiß über den Rücken.

Die Frau lehnte sich vor. Sie bewegte ihre Arme nicht, aber ihre Stirn drang in Jerry Luftraum ein. Verdammt. Tom hatte Recht gehabt. Sie drehte den Spieß um und signalisierte ihm, was für ein Würstchen er war.

Jerry schluckte.

Oh nein! Kapitalfehler!, dachte er.

Die Frau lehnte sich noch weiter vor.

Jerry spürte, wie seine Knie weich wurden.

»Ja?«, fragte sie.

»WirwonzuMijmWeisebaunwoshrHaus?«, brach es aus ihm heraus.

»Äh, was bitte? Was suchen Sie?«, fragte sie professionell.

»Mim Waisbaun.«, stotterte Jerry noch immer.

»Was füa an Baum?«, fiel die Angestellt auf einmal ins Österreichische.

Jerry spürte dicke Perlen aus Schweiß seine Stirn hinunterperlen.

Das war total bekloppt, dachte er. In einem Touristenbüro nach dem Privathaus eines Fernsehstars zu fragen. Er riss sich zusammen, atmete kontrolliert aus und formulierte dann Silbe für Silbe seine Frage.

»Wir-su-chen-das-Haus-von-Mi-ri-jam-Weich-sel-braun.«

»Von der vom Fernseh?, fragte die Dame.

»Ja genau.«

»Da sans hia folsch«, lächelte die Dame ihn an. »Da müssns nocha Wien, denk i.«

»Ah«, Jerry begann, seine Fassung wieder zu gewinnen, »und, äh, könnten Sie mir sagen wo dort?«

»Na, kann i net. Ich denk, Sie müssns zum Fernsehen doha und doa froagn.«

Jerry bedankte sich.

»Keine Ursache, wir wünschen Ihnen einen schönen Tag«, hochdeutsche die Frau auf einmal wieder und knips-te die Aufmerksamkeit für ihn aus wie eine Lampe, um sich einem neuen Gast in der auf zehn Leute angewachsenen Schlange zuzuwenden.

Jerry war blass und fühlte sich schwach, als er hinaus in das Sonnenlicht und zu Tom trat, der dort in der Sonne wartete.

Genau genommen saß er da, und vor ihm lag ...

»Sag mal spinnst du?«, fragte Jerry.

»Was? Wieso?«, fragte Tom scheinheilig.

»Hast du ... hast du gebettelt?!«

»Gebettelt? Nö, ich hab mich einfach in die Sonne gesetzt und meine Cap vor mich gelegt. Kann ja nichts dafür wenn da Jemand was rein schmeißt«, sagte er und legte den unschuldigsten Blick auf, den er zu bieten hatte.

Jerry schwieg einen Moment.

»Wie viel ist rumgekommen?«, fragte er dann.

»Ach, nur ein paar Cent, aber war ja auch nur kurz. Ich hab das mal hochgerechnet, wenn wir zu zweit an strategisch wichtigen Punkten insgesamt fünf Stunden sitzen und eine Ausbeute haben wie in den zwanzig Minuten eben, dann kommen wir auf ...«

Jerry verdrehte die Augen.

»Vergiss es«, sagte er. »Hast du hier schon Bettler gesehen? Außer dir, meine ich. Die dicke Stadt Salzburg wird kaum zulassen, dass Gestalten wie du und ich gerade hier im Stadtzentrum vor der Statue des Heiligen Mozart oder dem Dom rumlungern, nach Kotze riechen und dabei die Hand aufhalten.«

Tom setzte seine Kappe wieder auf und schaute kurz zur wärmenden Sonne.

»Ach, war nur so ne Idee. Und? Was ist bei dir rausgekommen? Was hast du da drin eigentlich so lange gemacht? Hast du sie ordentlich unter Druck gesetzt? Frauen brauchen so was.«

Jerry überlegte kurz, ob er Tom alles erzählen oder sich lieber eine Geschichte à la Banküberfall und Held ausdenken

sollte, als sein Blick auf einmal auf ein Plakat fiel, das im Fenster des Touristenbüros hing.

»Wiener Festwochen«, prangte groß als Überschrift, spektakuläre Open-Air Eröffnung auf der Donauinsel, internationale Prominenz, Film und Fernsehen, Eröffnung ... in drei Tagen. Das musste er sein, der Göttliche Hinweis. Gott hatte Saulus und Moses einen brennenden Dornbusch geschickt, Tom und Jerry ein Veranstaltungsplakat. Das passte. Wer, wenn nicht Mirjam Weichselbraun würde das Spektakel moderieren? Wen gab es da eigentlich noch? Die meisten Moderatoren, die sich irgendwo in der Erinnerungsabteilung in Jerrys Hirn finden ließen, kamen aus Holland oder waren Außerirdische oder beides, und so sehr er sich auch anstrengte nachzudenken, ihm war außer Toni Polster und Mirjam Weichselbraun noch nie ein Österreicher im Fernsehen begegnet. Mirjam musste einfach da sein und moderieren.

»Wir müssen nach Wien«, sagte er zu Tom und zeigte auf das Plakat.

Tom grinste: »Siehst du, hab ich dir doch gesagt. Auf auf zum König!«, lachte er und ging einfach los.

»Kaiser«, knurrte Jerry leise.

»Scheißegal«, lachte Tom. »Hauptsache Mirjam.«

Da Zug fahren nicht in Frage kam, begaben Tom und Jerry sich gen Stadtrand, um es per Autostop zu versuchen. Die grundlegende Orientierung, wo sie sich befanden, wo sich Wien befand und welche Straße am besten geeignet war, um von dort aus in die kaiserliche Stadt zu trampeln, hatte einige Zeit in Anspruch genommen.

Tom hatte den erstbesten Passanten angesprochen und ihn gefragt, in welcher Richtung Wien liege. Dieser hatte

ihn etwas ungläubig angesehen und gemeint, das sei sehr weit weg.

Tom hatte erwidert, das wisse er, er wolle ja auch nur die Richtung wissen, und der Mann hatte grob nach Osten gezeigt.

Jerry, wie immer etwas organisierter, hatte gefragt, wo die beste Autobahnauffahrt sei und der Mann hatte in die entgegengesetzte Richtung gezeigt. Ob es Landstraßen gäbe? Da sei er nicht so sicher und er riete den jungen Herrschaften davon ab, ohne wenigstens rudimentäre Ortskenntnis das Labyrinth der Landstraßen zu durchfahren.

Dieser doch kluge Gedanke bewog Tom und Jerry dazu, sich an einer Tankstelle eine Karte zu kaufen. Ausgestattet damit, zwei Gatorades, denn darin war alles, was der Körper brauchte, und der üblichen Unbefangenheit eines Skilehrers, spazierten die beiden selbigen munter an der Salzach entlang, dem Fluss, der durch Salzburg floss, um in die Außenbezirke und zu den Autobahnauffahrten zu gelangen.

Jerry studierte die Karte. Tom die Fahrradfahrerinnen.

»Hey, guck mal«, sagte Jerry auf einmal. »Wir sind in Deutschland!«

»Was? Kann nicht sein!«, sagte Tom.

Jerry zeigte ihm den Verlauf der Grenze auf der Karte, und Tom sah, dass sie sich tatsächlich wieder auf bundesrepublikanischem Boden befanden.

»Das ist ja beknackt«, sagte Tom.

Sie gingen weiter und kamen an die Ränder der ehemaligen Handelsstadt.

Rechts sahen sie das blaue Schild mit dem Autobahnemblem.

Links ein weißrotes Schild auf dem »Spar« stand.

Sie blickten sich an.

Beide hatten denselben, ebenfalls total beknackten Gedanken.

Sie betraten den Supermarkt. Es war einer von der großen Sorte, ein Superspar.

Im Inneren klebten mehrere Werbeplakate, darunter auch eines von Fräulein Weichselbraun, passenderweise direkt über der Fleischtheke.

Tom und Jerry warteten, bis sich eine Fleischereifachverkäuferin einfand. Es war ein junges Mädchen, mit einem leicht einfältigen Gesicht, aber nicht ohne Reize. Ein blonder Pferdeschwanz lugte unter ihrer Haube hervor und sie lächelte die beiden jungen Männer herzlich an.

»Hallo«, charmte Tom in seiner schleimigsten Tonlage und grinste so breit er konnte.

»Wir ... sind auf der Suche nach einem ganz besonderen Stück Fleisch.«

Jerry verdrehte die Augen.

»Joa. Woas woallans dann?«, fragte die ahnungslose Verkäuferin.

»Wir suchen diese Dame da«, sagte er und zeigte auf das Werbeplakat mit der blonden Fee.

»Arbeitet Sie vielleicht in diesem Supermarkt oder...hat sie das Feld geräumt, als Sie hier angefangen haben und sie gemerkt hat, dass Sie ja noch schöner sind als sie. Also Sie als sie«, fügte er hinzu, in dem vergeblichen Versuch, sein Verbalverbrechen auch noch verständlicher zu machen.

Das Mädchen sah ihn stirnrunzelnd an. Selbst jemand intelligenteres wäre mit Toms Aussage hoffnungslos überfordert gewesen.

»Wen suachans? Die Miri?«, fragte das Mädchen.

Tom nickte.

»Die is hia net.«

»Das ist nun eigentlich auch egal, jetzt, wo wir Sie gefunden haben«, startete Tom einen zweiten Angriff.

Das Grinsen des Mädchens wirkte mittlerweile etwas gequält. In einem Versuch, die Situation zu retten, wies sie Tom auf das Sonderangebot der Woche mit der Salami hin, aber Tom grinste bei dem Wort Salami nur wie ein Vollidiot, so dass Jerry ihn von der Theke weg zog und sich beim weg gehen bei dem Mädchen für seinen Freund entschuldigte.

Er ließ Tom erst mal nicht mehr aus den Augen, sie kauften etwas zu trinken, Müsliriegel und frische T-Shirts und verließen den Markt in Richtung Autobahn.

Die Kunst des per Anhalter Fahrens erfordert entweder lange Beine, Titten oder eine umfangreiche Erfahrung und logisches Denken.

Als hätte Gott den Erfolg direkt in die Kategorien weiblich und männlich eingeteilt.

In Frankreich ist es anders. Dort hängt das Geschick vom Geschlecht des Autofahrers ab. Ein Franzose wird nie einen Mann mitnehmen, nicht einmal in Begleitung einer Frau. Er wird der Frau anbieten, mitzufahren und den Mann dabei ignorieren. Die Frau wird später sagen, wie zuvorkommend und höflich die Franzosen doch sind und der Mann wird sich nur daran erinnern, schleimige Widerlinge und Arschlöcher kennen gelernt zu haben.

Frankreich ist ein Land, das auf der Weltkarte des Per-Anhalter-Fahrens eigentlich als Krisengebiet markiert werden sollte. Gelingt es einem Mann, mitgenommen zu werden, so ist es zu hundert Prozent Wahrscheinlichkeit im Auto einer Frau, und Frauen wurden von Gott nicht für

das Autofahren gemacht. Weniger wegen technischen Unvermögens, wie man bis in die späten siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts glaubte, als vielmehr wegen des Selbstbewusstseins des Weibes, das in seiner Ausprägung an invasive Militärtruppen erinnert.

Frauen sind gewohnt, dass man sie vorlässt, sie zukünftig behandelt und dass sie sowieso alles kriegen. Als Kind haben sie ihren Vater um den Finger gewickelt, während der Bruder ein ungelinker und ständig aneckender erst halb fertiger Mensch war, als Teeanger rissen sich Männer aller Altersgruppen ab zwölf um ihre Gunst, als Twen stiegen ihre Noten an der Uni zusammen mit ihrer Körbchengröße und genereller Willigkeit und im Job sind sie es, die über Leichen gehen, weil sie wissen, dass sie im Zweifelsfall immer behaupten können, man hätte sie sexuell diskreditiert.

So eine Entwicklung tut niemandem gut. Während der Mann von klein auf lernt, dass er nicht passt und sich einer geschickten Fortbewegung bedienen muss, um das Wild zu erlegen, verbringen Frauen ihr Leben auf einer Autobahnüberholspur mit eingebauter Vorfahrt.

Frauen erwarten, dass sie Vorfahrt haben. Sie fahren rücksichtslos und uneineinsichtig und bedienen sich gerne lieber der Hupe als der Bremse.

In Frankreich, um zurück zum Thema zu kommen, ist die Hupe ein Signal für Vorfahrt. Wer zuerst hupt, fährt zuerst. Eine allgemeingültige Regel, sei es vor einer Kurve, durch die nur ein Auto passt, einer Bergkuppe oder im Rest der EU geregelten Straßenverkehr.

Schleierhaft bis heute ist die Frage, ob der Franzose an sich das Hupen hört oder spürt. Rein physisch gesehen hat das Hupsignal, auch noch über die Entfernung, wenig

Chancen, in den Innenraum der von allen Seiten verschlossenen Fahrerkabine und dann auch noch durch die aus dem laut aufgedrehten Radio würgenden Chansons und den fingerdicken Zigarettenrauch bis an die Ohrmuschel des/der Fahrers/Fahrerin zu kommen.

Aber ich schweife ab, kehren wir zurück zu unseren beiden Helden.

In genau diesem Moment stehen sie an einem Kreisel, von dem zwei Abfahrten direkt auf die Autobahn abgehen.

Mit direkt meine ich direkt. Windet sich die Auffahrt in die Wien entgegengesetzte Richtung noch unter einer Brücke, eben derjenigen Autobahn, durch, klebt die Auffahrt auf die richtige Seite förmlich am Kreisel.

Die Autos, die das Rund an dieser Stelle verlassen, fokussieren bereits das schon sichtbare Geschehen auf der Schnellstraße zweihundert Meter weiter vorne an und beschleunigen – denkbar schlechte Karten für Anhalter. Ein Anhalterspot sollte möglichst früh sichtbar sein und idealerweise über eine kleine Bucht oder flachen Randstreifen verfügen, auf dem die Fahrer, die so etwas wie Anhalter mitnehmen noch machen, auch halten können.

Von all dem hatte dieser Fleck am Rande Salzburgs nichts. Vielleicht wollte das Schicksal den beiden sagen, dass Italien im Grunde eine bessere Variante gewesen wäre.

Vielleicht wollte es sie einfach testen.

Tom und Jerry standen seit zwei Stunden an der High Speed Auffahrt, als sich erster Unmut breit zu machen begann. Und Hunger.

Jerry ging zurück zum Spar und kaufte noch ein paar Müsliriegel. Tom versprach, auf ihn zu warten, sollte wider Erwarten doch ein Auto halten.

Als Jerry zurück kam, sah er Tom Steine nach jedem Auto schmeißen, das nicht angehalten hatte.

»Sag mal, hast du sie noch alle?«, fuhr er ihn an.

»Keine Sorge«, sagte Tom mit einem leicht irren Funkeln in den Augen, »ich werfe haarscharf daneben. Das sind nur Warnschüsse. Ich will einfach wenigstens ein bisschen Aufmerksamkeit zurück haben.«

In diesem Moment klongte es. Ein Klong in der Nähe von Autos oder anderen hochteuren Statussymbolen mit empfindlicher Karosserie ist selten ein gutes Zeichen.

Tom hatte während des letzten Wurfes zu Jerry geschaut und zur Abwechslung mal nicht haarscharf neben das letzte Auto, sondern direkt auf dessen Rückscheibe geworfen – und seine Aufmerksamkeit bekommen.

Der Wagen hielt abrupt, die hinter ihm fahren Autos konnten gerade noch ausweichen und quetschten sich unter dröhnendem Hupen zwischen Fahrerseite und Leitplanke vorbei.

Aus dem engen Spalt schälte sich eine eklig große Figur mit leicht angegrautem Haar – der Mann mit Hund vom Morgen.

Wutentbrannt sah er Tom und Jerry an.

»Hobts ihr an Schaden?«, brüllte er.

Tom sah neben ihm eine Bewegung, die aussah, als hätte sich dieses Quastendrehding aus einer Autowaschanlage in das Innere des Wagens verirrt. Der kleine Hund des Mannes tobte auf der Ablage vor der Rückscheibe, keifte und bellte.

»Hasso, Lucheni, Fasst!«, rief der Mann.

»Na, das wird witzig«, dachte Tom noch, »jetzt kann ich der Töle mal so richtig für heute Morgen eine rein hauen«, als hinter dem auf sie zu wuselnden Dackel auf einmal eine Dogge auftauchte.

Die Dogge war riesig. Obwohl sie sich rasend schnell näherte, konnten Tom und Jerry in Zeitlupe die von ihrer Schnauze in alle Richtungen zutzelnden Schleimbrocken erkennen.

Direkt im Anschluss an dieses Bild folgten Szenen aus ihrem Leben, verbunden mit der Erkenntnis, dass das ihr Tod war, wenn sie nicht urplötzlich den ungeordneten Rückzug antraten.

»AAAAHHHHHHH«, sprachen sich beide ab und rannten, was das Zeug hielt.

»Hasso, Lucheni, hinterher, macht keine Gefangenen«, gab auch der Mann mit den Hunden die Strategie vor, und Dackel und Dogge fetzten blutgierig hinter den beiden Flüchtigen her.

Tom und Jerry traten nun in etwas ein, das man sehende Blindheit nennt.

Sie hatten keine Ahnung, wohin sie liefen, waren blind für Schilder, Abgrenzungen, Orientierung, erklimmen oder unterwanderten aber dennoch die sich ihnen in den Weg stellenden Hürden und Hindernisse.

Diese Blindheit hat natürlich Grenzen und ein ordentlicher Fluss, also so a richtig dickes Ding wie die Salzach eben, war so eines.

Tom und Jerry waren am Flussufer angekommen und hatten nun die Wahl, einen Ausdauer- und Schnelligkeitswettkampf mit einer deutschen Dogge auszutragen oder sich in die Fluten zu stürzen und zu versuchen, zu dem kleinen Kutter zu schwimmen, der gerade tuckernd in der Mitte des Flusses vorbei fuhr.

Sie überlegten nicht lange. Eigentlich überlegten sie gar nicht, denn das war nicht eine von ihren Stärken.

Sie sprangen.

Hätten sie wenigstens eine Sekunde nachgedacht, wären sie vielleicht auf die Frage gekommen, woher das Wasser des Flusses stammte.

Salzburg war umgeben von Bergen, die Wahrscheinlichkeit, dass es von einem sonnigen kleinen See irgendwo an der deutschen Grenze aus in die Alpen floss, war denkbar gering.

Also konnte die Füllung der Salzach nur aus der anderen Richtung kommen, also aus Bergseen, schmelzenden Gletschern und Nebenflüssen aus ehemaligem Eis.

Ungefähr so fühlte sich das Wasser an diesem frühen Maitag dann auch an.

»Scheiße, ist das kalt«, analysierte Tom.

»Das bbbißt ja«, geistreiche Jerry dazu. Ungewöhnliche Leistung angesichts der eher drückenden Umstände.

Tom wollte dem Hund noch etwas zurufen, der aufgestachelt am Ufer hin und her lief und sich die Gesichter der beiden für eine etwaige spätere Begegnung merkte, aber die Kälte des Wassers kroch ihm in die Glieder und er sparte seine Kraft, um zu dem Kutter zu schwimmen.

In dem TJ auf Kurs sind und Ludo und Broink kennen lernen.

»Na, wos soids ia zwai denn füa Wosserratten?«, fragte Ludo, der nette Fischer auf dem Kutter, der Tom und Jerry erst eine Weile belustigt dabei zugesehen hatte, wie sie versuchten, ohne Leiter an der glatten Wand seines Bootes an Bord zu klettern, bevor er aufgestanden war und ihnen hoch geholfen hatte.

Sie saßen in der kleinen Kapitänskabine. Zu Ludos Füßen lag sein Bassett und schaute eher trübe.

Tom traute dem unschuldigen Blick aus den großen Hundeaugen aber nicht. Broink, so hieß der Köter, hatte mit der Dogge am Ufer zu lange gebellt. Sicher hatten die zwei sich irgendwie abgesprochen und die Dogge ihren Tötungsauftrag weitergegeben. Tom würde ihn keine Sekunde aus den Augen lassen.

»Wir sind zwei Geheimagenten«, flüsterte Tom nun in die verdutzte Stille, »es ist von essentieller Wichtigkeit für die gesamte Welt, dass Sie uns nach Wien bringen!«

Ludo guckte ein bisschen schräg, hörte aber nicht auf zu grinsen.

Jerry dagegen schon.

»Sag mal, was redest du da für einen Schmarrn?«, wollte er fragen, aber Tom würgte ihn bereits nach dem Sag mal ab und zischte: »Nicht so laut!« und zeigte auf den Hund.

»Was geht denn mit dir ab?«, fragte Jerry, jetzt leiser.

»Der Hund horcht uns aus. Ich sag dir, der wartet nur auf einen unachtsamen Moment, um uns kalt zu machen. Diese Brüder stecken alle zusammen.«

Jerry versuchte, was er eben gehört hatte, umgehend zu vergessen, und wandte sich an den netten Fischer, der die beiden nach wie vor eher belustigt beobachtete.

»Hören Sie, wir sind keine Geheimagenten ...«

»Das muss er sagen, das bekommen wir auf der Geheimagentenschule beigebracht!«, rief Tom dazwischen.

»... wir, wir sind ...«, jetzt stutzte aber auch er. Was waren sie eigentlich? Touristen? Skilehrer? Abenteurer? Drachentöter? Vollidioten?

Vollidioten! »Wir sind eigentlich bloß zwei Vollidioten«, vertraute er Ludo an.

»Das hab ich mir schon gedacht«, sagte dieser mehr oder weniger ernst.

»Wer in die Salzach springt, auf einen fremden Kutter aufkraxelt und das am helllichten Tag und dann noch nicht mal wirklich weiß, warum, der kann nicht ganz dicht sein.«

»Eigentlich wissen wir schon warum«, zögerte Tom sich ins Gespräch zurück.

»Der Komplize von dem Fellkollegen da saß uns im Nacken und außerdem müssen wir zu Mirjam.«

»Mirjam?«, fragte Ludo, jetzt interessierter.

Tom und Jerry erzählten die ganze Geschichte. So viel war das ja bis jetzt noch nicht, also war Ludo zwei Minuten später voll im Bilde und hatte auch noch Zeit gefunden, währenddessen allen neuen Kaffee einzuschenken.

»Und jetzt wollt ihr zu der Schnalle nach Wien?«

»Genau. Sie fahren nicht zufällig dorthin?«, fragte Jerry.

Ludos folgender Lachanfall erschreckte sogar seinen trüben Hund und war den Legenden zu Folge bis weit über die Grenzen der Stadt, die sie gerade verließen, zu hören.

»Ihr zwei seid zu geil«, keuchte er.

Er gluckste noch eine Weile und meinte dann: »Ach, warum eigentlich nicht.«

Die Salzach ist einer der Zuflüsse des Inns. Der Inn wiederum fließt irgendwann in die Donau und die in Wien. Äh, nach Wien.

Dennoch war es ein aberwitziger Gedanke, mit einem Boot von Salzburg nach Wien zu schippern, wenn man mit dem Zug in drei Stunden da war. Aber, wie gesagt, mit dem Denken hatten es unsere zwei Helden nicht so wirklich. Am ersten Abend machten Sie in Passau fest, einem der Forts, die dem stetig vorrückenden bayrischen Dschungel trotzen. Passau mit seinen kleinen Gässchen und der erhaltenen Altstadt ist eigentlich keine Stadt, sondern eine bebaute Insel und gleichzeitig eine Todesfalle für unachtsame Spaziergänger, denn die Stadt hört ganz plötzlich auf und man sieht sich an ihrem spitzen Ende den gewaltigen Wassermassen aus dem Zusammenfluss der Flüsse Isaar, Inn und Donau gegenüber. Bei Hochwasser kann es schon mal passieren, dass die eine oder andere hungrige Welle sich einen Passanten aus dem kleinen Park am Ende der Landzunge schnappt und genüsslich verspeist.

Deswegen heißt die Stadt ja auch Passauf, das F ist allerdings irgendwann einer hinterlistigen Intrige des Wellen e.V. ins Netz gegangen und beim Spaziergehen angefallen und gekidnappt worden.

Seitdem wird es bei Wasser und Salz gefangen gehalten und bleibt nur so lange am Leben, wie die Stadt den irre-

führenden Namen Pass Aue beibehält und so die gierigen Flüsse weiterhin mit Touristen versorgt.

Wobei es für die Japaner auch egal gewesen wäre.

Aus diesem Grund ankerten Ludo, Broink, Tom und Jerry an diesem Abend etwas flussabwärts, direkt unter der alten Festungsmauer auf dem Ufer gegenüber der Altstadt.

Ludo war Passauerianer, daher kannte er die Tücke der Wassergenossenschaft. Als alter Hamburger Binnenschiffer war er nach der Pensionierung in das Land südöstlich von Deutschland gezogen und hatte sich mit der Zeit einen wirren Sprachdialekt aus Norddeutsch, Bairisch/Österreichisch und ein paar hochdeutschen Brocken angeeignet.

Seine Frau war kurz nach seiner Rente gestorben, weil sie sich so auf einen trockenen Ruhestand gefreut hatte und nun schon wieder umgeben von Flüssen und Wassermassen leben musste, aber Ludos Herz schlug nun einmal für die Schifffahrt.

»Ohne mich.«, hatte ihm seine Elke noch zugerufen, dann war sie auf die nächste Alm gegangen und hatte so lange Kühe gestupst, bis sie vor Erschöpfung gestorben war.

Berichten zufolge hatte man sie unter all den anderen liegenden Kühen eine ganze Weile lang gar nicht erkannt, erst als sie sich auch nach wiederholtem Hinstellen weigerte, stehen zu bleiben, erkannte man in ihr einen Menschen und informierte den Ex-Ehemann, der, wie zu erwarten, gar nicht mal so unglücklich war, die alte fette Keifzange endlich losgeworden zu sein.

»Sag mal«, fing Jerry an, als die dreieinhalb bei einem Bier und Würstchen an Bord des kleinen Kutters am Lagerfeuer saßen und in den mit Sternen übersäten Himmel blickten, »warum heißt Broink eigentlich so?«

»Wie – so?«, fragte Ludo.

»Na, Broink eben. Ich meine, das ist doch kein richtiger Name, oder?«

»In Norddeutschland schon.«, antwortete Ludo.

»Da ist Broink in etwa so geläufig für Hunde wie bei Euch Bello.«

»Im Ernst?«, fragte Tom, der langsam zu dem Gespräch dazu stieß.

»Ja, ganz echt. Früher war das der Name für die Könige in Ostfriesland und im Holsteinischen Raum, aber seit wir die Republik haben und es keine Könige mehr gibt, nennen wir unsere Hunde so, zum einen, um den Gedanken an diese großartigen Menschen, unsere Herrscher, am Leben zu erhalten, zum anderen auch ein bisschen aus Rache für tausend Jahre Unterdrückung und Knechtschaft.«

»Wow«, sagten Tom und Jerry unisono.

Ludo schaute die beiden spitzbübisch an. Dann brach er wieder in gewaltiges Lachen aus.

»Neee, war alles gelogen. Broink hab ich mir einfach ausgedacht. Es ist die Abkürzung für Billige Rasse ohne irgendwelche nennenswerten Kennzeichen.«

T und J, im Folgenden manchmal TJ, schauten mitleidig zu dem Hund mit den trüben Augen, der, seit sie ihn kennen gelernt hatten, apathisch zu Füßen seines Herrchens lag.

»Ist ein Straßenköter, den ich, genauso wie euch, mal aus dem Fluss gezogen habe. Seitdem liegt er da rum und pupst vor sich hin.«

»Echt? Wie lange hast du ihn schon?«

»Vielleicht zwei Jahre jetzt.«

»Und nimmst du ihn mal mit von Bord, gehst du mit ihm Gassi oder wie machst du das?«

»Nee, der Hund bleibt immer hier. Bin selber nur zum Einkaufen an Land. Dohinne, ne, do is aine Klabbe und

durch die kann er mol kacken, ne.«, verfiel Ludo in Ostfriesenslang.

»Und sonst macht er nichts?«, wunderte sich Jerry. »Vielleicht ist er einfach Seekrank?«

»Seegrangk? Des erzählsts mol doi Omma! Hunde wern doch net Seegrangk!«

Die Nacht verlief ruhig. Die Luft war angenehm warm und roch würzig. TJ schliefen in Hängematten an Deck. Um sie herum nur das sanfte Rauschen des Flusses, das Knarren der Dielen des Bootes und ab und zu ein leises, geflüster-tes: *»Na wartet, wir kriegen euch!«*

»Ein falscher Schritt im Spazierpark und Bamm! – wir haben euch!«

»Egon, das heißt nicht Bamm, wir machen flusch!«

»Hör mal Kalle, seit du hier rum hängst bist du nur am nölen und außerdem ein Weichei. Wenn ich mal richtig loslege, dann macht's Bamm!«

»Na, dann mach doch mal, du Großmaul. Immer nur prahlen, Bamm! Bamm!, das kann jeder. Beim letzten Spaziergänger hast du genauso gefluscht wie alle anderen. Zeig doch mal was du drauf hast!«

»Jetzt gleich?«

»Ja, jetzt gleich.«

»Na schön, auf auf zur Spitze!«

»Auf auf zur Spitze!«

Stille.

»He, wo sind denn Kalle und Egon, die haben doch heute hier Dienst?«

»Weiß nicht. Müssen wir halt die Schicht übernehmen.«

»Meinetwegen. Ok, *räusper* ... *Wartet nur, wir kriegen euch!*«

»Wir kriegen euch. Wir ... hey, was soll denn das? Aufhören! Du Saukrüppel. Na warte, ich ...«

»Kriege euch. Kennen wir schon«, sagte Tom, zog seinen Reißverschluss wieder zu und ging zurück in die Hängematte.

Als der Morgen anbrach schickte Ludo die beiden Jungs zum Einkaufen an Land. Er selbst verließ ungerne sein Boot. Die kalte Witterung hatte ihn gezwungen, in den Süden zu ziehen und eine Salzallergie ihn lebenslang davon abgehalten, auf die stürmische See hinaus zu fahren, deswegen blieb er so viel an Bord, wie er konnte, und träumte davon, mächtige Dampfer über noch mächtigere Ozeane zu fahren und dabei Stürmen und Piratenschiffen mit Piraten darauf zu trotzen, die alle das Gesicht seiner ehemaligen Frau Elke hatten.

Nach kurzem Quengeln hatte er TJ die Erlaubnis gegeben, Broink mitzunehmen und ihn nach fast zwei Jahren wieder einmal an Land zu führen.

»Aber nicht, dass er sich dran gewöhnt!«, hatte Ludo ihnen hinterher gerufen.

Am Anfang hatten TJ gefürchtet, keine zehn Meter weit zu kommen.

Für sie selber fühlte sich das Gehen auf einem ruhenden Boden nach einem Tag auf einem Boot schon seltsam an, für den Hund war es eine Katastrophe.

Direkt nach dem ersten Schritt brach er zusammen. Er versuchte mehrmals erfolglos, sich aufzurappeln, aber jedes Mal vollzog er eine halbe Drehung und klappte dann wieder ein. So ging das mehrere Minuten, bis er es zum ersten Mal schaffte, halbwegs sicher zu stehen.

Weitere Minuten später konnten sie endlich losgehen.

Ludo hatte die ganze Zeit an der Reling gelehnt, eine Pfeife gepafft und ununterbrochen über die spastischen Bewegungen seines Hundes gelacht.

Jetzt sah er den dreien nach und freute sich insgeheim mit seinem Freund Broink.

Mit jedem Schritt schien dieser wacher zu werden.

Die Bewegungen wurden flüssiger, sein sonst lustloser Kopf zuckte in die Höhe, selbst von weitem konnte Ludo sehen, wie sich seine Nüstern blähten, wie er begierig alles, was er die letzten zwei Jahre verpasst hatte, nachholte. Aufgeregt wie ein junger Welpen sprang er hin und her – eine Leine gab es natürlich nicht – fetzte durch die Straßen, von Baum zu Baum, hielt dann plötzlich inne, blickte zurück zu TJ und dem weit dahinter schemenhaft erkennbaren Ludo, schien für eine Sekunde nachzudenken – und rannte los.

TJ blieben wie angewurzelt stehen. Das war ein klarer Fluchtversuch!

Sie drehten sich zu Ludo um. Auch der war erstarrt.

Doch löste er sich als erster.

»Na los, hinterher, fangt ihn!«, rief er den beiden hinterher und dann erwachten auch sie aus ihrer Starre und jagten Ludo hinterher.

Sie verfolgten ihn durch alle Straßen. Der Hund hatte die letzten zwei Jahre nur vor sich hin vegetiert, aber jetzt zeigte er eine erstaunliche Kondition.

Geschickt, wie er war, mied er die aufsteigenden Straßen, hoch zum Schloss, aber selbst ebenerdig, in den verwinkelten Gassen der Altstadt, waren seine Chancen gut, TJ abzuhängen.

Hätte er nicht eine Spur der Verwüstung auf seinem Weg hinterlassen, umgerannte Passantinnen, den einen oder anderen abgedeckten Auslagentisch vor den Geschäften

und natürlich die gelegentlichen Pausen um sein neues Territorium zu markieren, TJ hätten keine Chance gehabt, ihn jemals wieder einzufangen.

Dann jedoch beging Broink den verhängnisvollsten Fehler seines Lebens.

In der Annahme, auf den abschüssigen Straßen schneller fliehen zu können, also, Annahme ist natürlich falsch, es war ja nur ein Hund und denken ist da nicht, also sagen wir: vom Instinkt geleitet, war er zielstrebig auf das Spitze Eck, das Ende der Halbinsel zugelaufen, auf den Spazierpark ohne Wiederkehr.

Kurz bevor es geschah, hatten TJ wieder Sichtkontakt mit ihm und viel später, als sie Ludo dann wirklich alles erzählten, gaben beide an, es habe gewirkt, als hätte er kurz gezögert, als sei ein Bewusstsein der Gefahr, eine Art Erkennen, in sein kleines Hundehirn geträufelt und habe versucht, das Unabwendbare doch noch abzuwenden. Aber da war es schon zu spät gewesen.

Eine Sekunde nachdem TJ ihn wieder entdeckt und sich gedacht hatten: Ha! Jetzt sitzt er in der Falle!, hatte sich neben Broink eine ... na ja, gigantische nicht, aber immerhin große Welle aufgetürmt und den vor Schreck erstarrten Hund mit einem lauten *Flumm!* mit sich gerissen.

TJ waren zu der Stelle gerannt, wo es passiert war, aber der Hund war verschwunden.

Lediglich leise Stimmen aus der Tiefe waren zu hören.

»Siehst Du: Bamm! Hab ich dir doch gesagt!«

»Das war beileibe kein Bamm, du Angeber. Eher ein lautes Flusch. Ich würde dir ein Blaff zugestehen.«

»Aber immerhin laut war es!«

»Na ja, lauter als deine bisherigen, aber das ...«

»Ey, du kannst echt nur nölen ...«

Niedergeschlagen kehrten TJ zum Boot zurück.

Wie in Trance hatten Sie die Einkäufe erledigt und sich dann irgendwann auf den Platz vor dem Schloss gesetzt, um den Schock zu verdauen und zu beraten, was sie Ludo erzählen sollten.

Sie einigten sich darauf, die halbe Wahrheit zu erzählen und gingen zurück zum Boot.

Ludo hatte schon auf sie gewartet und bombardierte sie mit Fragen über Broink.

»Wir ... wir haben ihn nicht erwischt«, stammelten die beiden.

Das entsprach immerhin den Tatsachen. Was Broink schließlich widerfahren war, verschwiegen sie aber.

Ludo, den nix irgendwie wirklich zu treffen schien, schwieg erst eine Weile und murmelte dann: »Der Teufelskerl. War der doch tatsächlich nur Seekrank.«

Er schüttelte den Kopf und ging murmelnd in die Fahrerkabine. »Der Teufelskerl.«

Dann blickte er zu den beiden Jungs, die immer noch betreten und schuldbewusst an der Gangway standen.

»Was ist?«, rief er ihnen zu. »Wollen wir los?«

TJ nickten und fingen an, die Leinen einzuholen.

In dem TJ Broink wiederfinden, aber Ludo und ihre Unterwäsche verlieren.

Die Fahrt verlief ruhig. Langsam und gleichmäßig zog das Ufer vorbei. TJ hatten sich auf Bergrücken, saftige grüne Wiesen und vielleicht die eine oder andere ins Wasser purzelnde Kuh gefreut, aber die Landschaft um sie herum war langweilig und von organisierter Landwirtschaft mit ihren ambitionslosen quadratischen Feldern geprägt.

»Hey«, fragte Tom irgendwann mittendrin, als sie zusammen an der Reling lehnten und sich vom visuellen Einheitsbrei der Gegend einlullen ließen, »sind wir schon wieder in Deutschland?«

»Genau genommen sind wir es noch«, antwortete Jerry mit einem Blick auf die Karte. »Also, links das Ufer ist Deutsch, rechts das Ufer ist Österreichisch biiiiiiiiis ...« – sie passierten Engelhartzell, den ersten Ort nach der Grenze. Seit ihrem letzten Dialog waren zwei Stunden und das Mittagessen vergangen, aber Jerry knüpfte nahtlos an, als die Gemeinde an ihnen vorüberzog. »... jetzt.« und grinste.

»Wie weit ist es noch bis Wien?«, fragte Tom.

»Also, wir haben jetzt vielleicht ein Fünftel geschafft.«

»Das geht ziemlich langsam.«

»Und langweilig.«

»Nicht dass Mirjam denkt, wir hätten sie vergessen.«

»Oder verschmählt.«

»Mit Wiener Schmäh versehen.«

»Bieten wir ihr lieber ein Wiener an.«

»Oder wienern wir sie mal richtig durch.«

»Bevor der harte Wiener kommt.«

»Wie kommt ein Wiener durch den Wiener?«

»Weiß nicht.«

»Mit einem Gabelstapler.«

Die beiden kugelten sich vor Lachen.

Ludo lenkte seinen Kutter entspannt die Berge und Täler des Flusses entlang, auf der Karte hoch und runter, vorbei an Frachtschiffen, Tretbooten, Enten, Schwänen und der einen oder anderen Kuh, denn die Viecher können zwar nicht schwimmen, treiben aber oben.

Der Nachmittag brach heran, brachte die größte Hitze und den Sonnenbrand, mit dem TJ noch zwei Tage ihren Spaß haben sollten und den Abend, der wiederum mit kühler Luft, Grillenzirpen, Mückenstichen und malerischen Lichtern am Ufer daher kam.

Vor ihnen ragte die Landesfürstliche Stadt Linz auf.

Eingehüllt in einen Kokon aus tausenden funkelnden Glühpunkten, die vor dem Nachthimmel klebten wie tausende von kleinen Kieseln in einer Gallenblase nach der Gallensteinzertrümmerung, lag rechts vor ihnen die raumschiffartige fluoreszierende Haube des Kunstmuseums.

»FC Bayern, Stern des Südens«, stimmte Jerry leise an und eine gewisse Ähnlichkeit mit der Allianzarena war auch nicht zu leugnen.

Tom betrachtete das Ufer schweigend. Er war schon froh, wenn Jerry nicht laut sang. Jerrys Gesangskarriere hatte als Kind bei den Stierstaedter Spatzen angefangen und geendet. Das an sich war nicht weiter tragisch, aber aus dieser Zeit hatte der eher stille Jerry ein starkes Stimmvolumen behalten und manchmal brach es aus ihm heraus, meis-

tens in eher unpassenden Momenten, und nervte seine Umwelt.

Jerry war in dieser Beziehung wie die legendären russischen Schläfer, gehirngewaschene normale Menschen, die über die Induktion bestimmter Drogen so programmiert wurden, dass sie, wenn jemand einen bestimmten Satz zu ihnen sagte, auf einen unbewussten Automatismus schalteten und eine bestimmte, ihnen ebenfalls einprogrammierte, Aufgabe erledigten. Jemanden erschießen, eine Bombe zünden oder so was. Jerrys Schlüsselwörter waren Tulpen («Wenn der Frühling kommt, dann schenk ich dir Tulpen aus Amsterdam»), FC Bayern (hatten wir schon) und – leider – viele, viele andere.

Er war in dieser Hinsicht ein Prototyp aus der Versuchsreihe »Akustische Kriegsführung«. Wenn er es darauf anlegte, konnte er ganze Wohnungen oder auch Ludos Boot entvölkern und die Fische um sie herum dazu bringen, mit dem Bauch nach oben zu schwimmen.

Ludo durchfuhr den größten Teil der Stadt und machte an einem Anleger, an dem früher die erzbeladenen Frachter den Rohstoff für die Metallverarbeitung der Stadt ablieferten, fest. Es war eine verlassen wirkende Landschaft aus Fabrikanlagen und langen Lagerhausreihen.

Schon an Toms Gesichtsausdruck konnte Jerry seine Gedanken ablesen.

»Nicht viel los hier, hm?«, setzte er vorsichtig an.

»Nicht wirklich«, antwortete Toms Gesicht.

»Wir sind schon viel zu lange nüchtern«, fügte Toms Stimme hinzu.

»Also, ich merke meinen Sonnenstich schon ein bisschen«, sagte Jerry. »Ist cool, so mit bunten Ringen vor den

Augen und so. Solltest du mal probieren. Geht nicht so auf die Leber wie Whiskey.«

»Und macht einen gesunden Teint.«, witzelte Tom. »So ein gesundes Rot. Ich bin sicher, jedes Schalentier in der Donau ist auf dich eifersüchtig.«

»Als würdest Du besser aussehen.«

»Um das mal klar zu stellen: Ich bin vielleicht genau so rot wie du, aber besser aussehen tue ich trotzdem immer noch.«
»Du solltest deinen Arsch mal in die Sonne halten. Dein Loch da drin ist das größte an deinem Körper. Vielleicht kannst du da durch direkt deine Schädeldecke rösten. Ist ja nichts im Weg bis dahin.«

»Nein, und genau deswegen trinke ich jetzt ein Bier.«

Sie gesellten sich zu Ludo, der an seinem kleinen Kocher wie jeden Abend Würstchen warm machte und dazu etwas Kühles trank.

Ludo war Bierphilosoph. Das Buch seines Lebens begann nicht mit »Am Anfang war das Wort«, sondern mit »Die Gerste war das Erste«. Seine Leidenschaft für das flüssige Brot war auch der Hauptgrund gewesen, warum er sich für seinen Ruhestand unbedingt den Kuhstaat Bayern ausgesucht hatte – dort war man näher am österreichischen Bier.

»Ah, es geht doch nichts über ein frisches Stiegl«, blubberte er gerade und reichte den beiden Jungs jeweils eins.

TJ hatten über den Tag herausgefunden, wie Ludos Leben aussah. Einmal die Woche fuhr er nach Salzburg, um kräftig aufzutanken. Dann brachte er seine Bierkästen zurück und füllte den Bauch seines Schiffes und über die Woche auch seinen eigenen mit der Kaltschale.

»Bier«, erklärte er den beiden, »ist die ideale Nahrung. Alles drin, was der Körper braucht. Sogar euren Sonnen-

brand könnte ich damit weg kriegen, wenn ich ne Baderwanne hätte.«

In der Tat hatte er keine. Auch keine Dusche. Auf die vorsichtige Frage, wie er es mit der Hygiene machte, antwortete Ludo dunkel, das sei eine Sache zwischen ihm und dem Bier.

Am Anfang seines Ruhestandes hatte er alle Flüsse der Gegend befahren, die er hatten finden und befahren können. Er war zu dem Entdecker geworden, von dem er sein ganzes Leben lang geträumt hatte. Entdeckt hatte er dabei, dass es nichts gab, was zu entdecken sich gelohnt hätte und dass Wellen ganz schöne Arschlöcher sein konnten, aber das hatte er auch vorher schon vermutet.

»Die hinterlistigen Biester«, setzte er an, »reißen sich alles unter den Nagel, was sie kriegen können. Manchmal, wenn die schlecht drauf sind oder mir wieder mal ne Flasche Bier ins Wasser gefallen ist, weil ich beim trinken eingepennt bin, werden die aggressiv und fangen an zu randalieren, mein Boot zu beschimpfen und rumzuschaukeln, weil sie Streit suchen.«

»Und dann?«, fragte Jerry gebannt.

»Dann pisse ich ins Wasser und danach ist Ruhe«, antwortete Ludo vollkommen ernst.

Tom sagte nichts. Genau genommen hörte er auch gar nicht zu.

Ein kurzer Seitenblick auf ihn und Jerry wusste auch, warum.

Tom war mit süffeln beschäftigt, seiner ureigenen Form sich schnell und zielstrebig und meistens auch weit über das Maß hinaus zu betrinken.

Er machte das immer in größeren Gruppen, wenn alle dem Gespräch folgten und die anderen – und vor allem er

selbst – nicht mit bekamen, wie viele Gläser Schluck für Schluck Toms Magenschleimhaut attackierten.

Er hatte ein Talent dafür, immer an der Alkoholausgabe zu sitzen oder zu stehen, und wenn eine Runde ausgegeben wurde und alle angestoßen hatten, kippte er sich seelenruhig noch zwei weitere Kurze, Shots oder worum auch immer es ging, hinter die Binde, während alle anderen noch leise dem Brennen in ihrer Speiseröhre nachfühlten.

Bei Bier war seine Technik, einfach nicht abzusetzen.

Er nuckelte förmlich an der Flasche, trank Schluck um Schluck um Schluck und sich beharrlich um sein letztes bisschen Verstand.

Wenn seine Freunde gut angeheitert und in Aufbruchsstimmung waren, war er meistens schon längst hinüber und kippte nur aus dem einzigen Grunde, etwas zum festhalten zu haben, weiter Alkohol in sich hinein.

Jerrys Blick ging zur aktuellen Kiste Bier und er versuchte sich zu erinnern, wie viele volle Flaschen am Nachmittag noch darin gewesen waren, konnte es aber nicht.

In ihm keimte die leise Hoffnung, dass das Bier Tom müde machen und bald in die Hängematte treiben würde, als dieser den Kopf hob und Ludo mal ganz unverbindlich fragte, wie Linz eigentlich so sei.

Jerry stöhnte innerlich. Ihm war der Hintergrund von Toms Frage nur allzu klar: Tom wollte wissen, wo man dort weggehen konnte. Ludo sprach noch kein Tommisch, deswegen antwortete er ganz unbefangen: »Linz? Linz ist nett. Gemütlich. Hitler wollte hier nach der Übernahme der Weltherrschaft seinen Ruhestand feiern.«

»Echt?«

»Jo, des konnste mol glouben, ne. War doärt als Kind in däär Schuleh, ne, und sain Plon wor, die Schule zu spre-

gen und sich ein schickes Haus mit Terrasse mit Blick auf die rauchenden Trümmer zu kaufen, ne, und da in Frieden seine Rennde zu genießen. Hätte ich zumindest so gemacht.«, setzte er hinzu.

»Ah.«, sagte Tom und klügelte weiter an einer geschickten Fragestellung, wie er herausfinden konnte, wo in Linz der Bär steppte, ohne dabei allzu offensichtlich zu sein.

Jerry stöhnte, diesmal laut. »Und kann man da gut weggehen?«, fragte er, um dem Spiel ein Ende zu machen.

»Da froagst mal den Folschen, ne.«, slangte Ludo zurück und entblößte dreckig lachend seine zwei ... angegriffenen Zahnreihen, wobei er sein wettergegerbtes Gesicht in schätzungsweise dreihundert Falten legte.

»Aber wenn ihr losziehen wollt – ich bin sicher, ihr findet jemanden, der euch da weiter helfen kann. Und wo das Boot liegt wisst ihr ja.«

»Noch.«, sagte Tom.

Jerry stöhnte wieder leise vor sich hin.

Linz bei Nacht war ein Erlebnix. TJ linzten rechts, sie linzten links, niemand war zu sehen.

Die Außenbezirke waren eine Geisterstadt. Sie folgten den Bahngleisen am Ufer und kamen allmählich in belebtere Gegenden. Irgendwann standen sie vor der blau leuchtenden Fassade des Museums im Stadtzentrum.

»Rechts oder links?«, fragte Jerry.

»Hm, wenn wir schon mal hier sind – rrröchts natürlich«, sagte Tom und stapfte voraus.

Die erste Bar, die sie fanden, war das, was man Kulturschädigung nennt. Ein Etablissement, das offensichtlich Einflüssen aus den USA, den United States of Armut, erlegen war und keinerlei Gesicht oder Persönlichkeit, dafür aber

viele billige, zu teuren Preisen verkaufte, Alkoholmischgetränke und eine genauso identitätslose, aber nichtsdestoweniger geltungsbedürftige Klientel hatte. Die besten Voraussetzungen für einen lustigen Abend.

Tom preschte vor an die Bar. »Zwei Jim Beam, für mich und mein Buddy«, brüllte er den dreißig Zentimeter entfernten Barkeeper an, damit auch alle es hörten und drechselte sich selbst einen amerikanischen Sprachklang zusammen.

Neugierig schauten die ersten Barbewohner.

Jerry – sorry, dass ich das immer wieder wiederhole, aber er macht es halt so oft – stöhnte wieder innerlich auf. Zum einen über Toms extrem plumpen Auftritt, zum anderen über die Gesichter der gerade der Minderjährigkeit entronnenen Hüpfherren um sie herum, die verstohlen zu den beiden Neankömmlingen blickten und in dessen Gesichtern, bei Jungen wie bei Mädchen, breit und in Leuchtbuchstaben gut sichtbar dasselbe geschrieben stand: Wow, echte Amis. Endlich mal was los hier. Dabei waren sie alterstechnisch nicht mal weit auseinander.

Jerry drehte sich zu Tom, der gerade mit Kennermiene den Whiskey zuerst beäugte, gegen das Licht hielt und schließlich einen Schluck nahm und ihn eine geschlagene Minute im Mund hin und her fließen ließ.

An der Bar herrschte Totenstille.

Als Tom schließlich schluckte, meinte Jerry, es von den Wänden widerhallen zu hören, so still war es plötzlich um sie herum.

Er sah auf der Stirn des Barkeepers eine schüchterne Schweißperle.

»Jep«, sagte Tom schließlich, »das ist Jim Beam.«

Der Barkeeper atmete auf.

»Das ist what we call Whiskey und was in Wahrheit is Lemonade.

Craig«, sagte er zu Jerry; Craig war sein Deckname wenn sie unterwegs waren, denn Tom wusste, dass es mit jeder Coolheit sofort vorbei war, wenn jemand erfuhr, dass sie Tom und Jerry waren. Jerry hatte beim ersten Mal gefragt: »Warum immer ich? Warum denkst du dir nicht einen Namen für dich aus und lässt mich in Frieden?«

Tom hatte ihn nur angesehen und gesagt: »Jeremiah. Der heilige Thomas befiehlt dir zu schweigen und zu gehorchen.«, sein Totschlagargument seit eh und je. Aber Jeremy war einfach nur uncool als Name.

»Craig, drink deine Pisse aus und wir cruisen weiter. Eine Bar die hat diese Zeug ist not our level.«

Sagte es, knallte dem Barkeeper einen zwanzig Euro Schein hin und bewegte sich in Richtung Ausgang. Waren sie bis eben nur Objekt infantiler Neugier gewesen, so waren sie jetzt Stars.

Jerry betrachtete wehmütig den Geldschein, der sie um ein inzwischen Fünftel ihres Barvermögens erleichterte, kippte den süßen klebrigen Jim und folgte Tom.

Er hätte ihn auch vor allen anderen wegen der Nummer angekackt, aber er wusste, dass Toms Strategie aufgehen würde.

Hastig bezahlten einige der anwesenden Teens ihre Getränke und folgten den beiden vermeintlichen Amis auf die Straße.

Draußen stand Tom und sah sich weltmännisch um.

Als würde er sein Gefolge überhaupt nicht wahrnehmen, sah er durch die aus der Tür der Kneipe von eben strebende Masse hindurch, einmal in die entgegen gesetzte Richtung und wieder zurück und zuckte dann, als wäre da jemand spontan aus dem Nichts aufgetaucht.

»Hey«, rief er einer süßen kleinen Brünetten, die ihn jetzt schon mit ihren Rehaugen anhimmelte, zu, »are you locals? Ya Know a fine place to be at this taim o day?«

Die Brünette lächelte weiter, nur ihre Augen bewegten sich nuanciell, kaum wahrnehmbar, in Richtung ihrer neben ihr stehenden Freundin.

»Ah, peasants«, sprach Tom, der Strahlende, und wiederholte seine Frage auf Deutsch.

Die Antwort klang etwa so: »Joa, mi sn von doher, hbts in a likl geschnlgt oda sans die netta duhegoft?«

Zum ersten verlor Tom Contenance und sogar seine gedrechselte Aussprache.

»Äh, was?«

»Na, mia sans vonna guddi behftedigt un wollts liäba gehept da anna rustical un mer o winge geha rock?«

Tom meldete Error.

Jerry oder Craig dagegen reagierte.

»Jo, säa gut. Geh mars!« und begann schon lachend die Mädchen die Straße runter zu schieben.

Es erwies sich als Glücksfall, dass ihre Begleitung fast ausschließlich aus Mädchen bestand. Diese waren so aufgeregt und – dreht, dass sie mehr um TJ herumhüpften und über sie redeten, als mit ihnen und so konnte Tom Jerry in einer unbeobachteten Sekunde fragen, was die da eigentlich redeten und woher Jerry ihre Sprache konnte.

Wegen der Frage mit der Sprache war Jerry ein wenig beleidigt, aber auf die Frage nach dem Inhalt der Gespräche sagte er wahrheitsgemäß: »Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Ich hab einfach irgendwas gesagt und wie du siehst, war es egal, was. Hab ich übrigens von dir gelernt.«

»Ah stimmt«, erinnerte sich Tom, »Form schlägt Inhalt. Alles klar.«

Der Rest des Abends verlief dann so, dass Tom in ein zu neunzig Prozent englisches Amerikeutsch zurück fiel und die Mädchen ihren Bergdialekt grunzten und keiner den anderen wirklich verstand, aber jeder das Gefühl hatte, sich prima zu unterhalten.

Mit fortschreitender Zeit und Pegel – Toms Strategie war so einfach wie genial; am Anfang hatte er noch groß angeboten, seine Getränke selbst zu bezahlen, aber zunächst bestanden die Mädchen darauf, die beiden Fremden einzuladen, dann zwangen sie ihre ursprünglichen Begleiter, die genauso hungerissen von den beiden Platzhirschen waren, wie die Mädchen, die zu Beginn des Abends noch sie hatten abschleppen wollen, und sich deswegen auch nicht lange bitten ließen, dazu, die Runden zu übernehmen und ehe alle sich versahen, waren sie rappellvoll, und dann war es ein Leichtes für die trinktrainierten Skilehrer, zum Bezahlen einfach ein fremdes Portemonnaie aus einer der vielen um sie herum stehenden Taschen zu nehmen und daraus zu bezahlen – litt auch der Inhalt der Gespräche an Menge und Qualität, und als es nichts mehr zu sagen gab, lag Tom längst in den Armen der beiden Damen rechts und links von ihm und knutschte abwechselnd mit ihren Lippen, ihren Gesichtern und ihren Brüsten.

Zu Mirjam. Mirjam, Mirjam. Seit Jerry ihr Bild gesehen hatte, ließ es ihn nicht mehr los. Die perfekte Frau, die perfekte Haut, das Lächeln des Jahrhunderts. Ein Sonnenstrahl auf einer Frühlingswiese. Irgendwie konnte er es fühlen: sie war es. Sie war die eine, auf die er wartete, seit er geboren worden war. Er war nicht der Typ, der sich in Schauspieler, Models oder Sängerinnen verliebte, er war

ein bodenständiger, treuer Typ. Umso mehr hatte ihn das Bild von Mirjam umgehauen.

Mirjam, Mirjam.

Er ließ den Namen im Mund hin und hergehen wie süßen Honig.

Neben ihm machte Tom das gleiche mit Resten von Bier, Whiskey und Mädchenspeichel.

Während Toms Trinkkurve sich mit fortlaufender Dauer des Abends für gewöhnlich exponentiell in die Höhe schraubte, wusste Jerry meistens, wann sein Punkt erreicht war, und trank ab da nur noch Wasser.

Das Schicksal dankte es ihm regelmäßig damit, dass er Tom nach Hause tragen oder mit ihm wenigstens ein paar Runden um den Block gehen musste, bis dieser alles aus sich heraus gekotzt hatte, was er entbehren konnte.

Das Wort »danken« klingt in diesem Zusammenhang auf den ersten Blick vielleicht wie Sarkasmus, aber das trifft es nicht ganz. Von den schreibkreativen Fähigkeiten des Autors einmal abgesehen war Jerry ein Mensch mit der Verpflichtung zum Helfen. Er unterschied sich vom klassischen Helfer-Syndrom Typ dadurch, dass er es nicht als Hobby pflegte und seine Hilfsbereitschaft so weit wie möglich streute, sondern beschränkte sie auf Menschen die ihm nahe standen, und meistens waren diese Menschen Tom.

Der andere Mann in seinem Leben war sein Vater gewesen, und der war an Krebs gestorben, ohne dass Jerry ihm hatte helfen können. Danach hatte auch das mit dem Reisen angefangen. Hm, vielleicht gab's da einen Zusammenhang.

Toms Würgeräusche wurden von Kicheranfällen unterbrochen und die Luft, die noch übrig war, verwendete er darauf, Jerry von den Tussen zu erzählen, obwohl dieser

den ganzen Abend daneben gesessen und so ziemlich alles gesehen hatte.

Er hörte gar nicht richtig hin. Zwischendurch sagte Tom mehrmals was von Linzer Schnitten und dass die noch leckerer seine, als er gedacht hatte und versah jede dieser Erzählungen mit dem Hinweis, dass er nicht von Konditoreiware sprach.

Als sie die Anlegestelle des Bootes erreichten, war es bereits hell genug, dass sie schon von weitem hätten sehen können, was sie sehen wollten und indessen sahen, was ihrer Meinung nach auf keinen Fall gesehen hätte werden sollen: Das Boot war weg.

In dem TJ Brönk begegnen.

5

An der Stelle, an der das Boot gelegen hatte, stand ein unförmiger Erdhaufen am Ufer, zumindest sah es gegen die aufgehende Sonne so aus.

TJ kamen näher und mit jedem Schritt verfestigten sich die Konturen und Farben des Haufens, und als Jerry erkannte, was da vor ihnen saß, keuchte er und ließ vor Überraschung sogar Tom fallen.

Tom schälte sein Gesicht aus dem Asphalt und sah auf.

Er war noch zu betrunken, um sich wirklich zu erschrecken, und außerdem hielt er das, was vor ihm war, für eine Halluzination.

An der Stelle, an der noch das Ankertau von Ludos Boot an die Mole gebunden war und mit einem Ende schlaff ins trübe Flusswasser hing, saß Broink.

TJ wussten nicht ob sie lachen oder weinen sollten. Ludo war weg. Das Boot war weg. Ihre ganzen Sachen, also zwei T-Shirts und Ludos Bierflaschen waren weg, wahrscheinlich sogar gewaltsam aus dieser Welt entfernt, aber Broink hatte überlebt.

Jerry, der im Gegensatz zu Tom zu einer selbstständigen Fortbewegung fähig war, ging zu Broink und kraulte ihn hinter den Ohren.

»Guter Junge«, sagte er, »Mann, freue ich mich, dich wieder zu sehen. Schade, dass du nicht sprechen kannst, ich wüsste zu gerne, was hier passiert ist.«

Broink räusperte sich: »Genau genommen stimmt das nicht ganz ...«

Jerry erstarrte. Nicht so, wie man erstarrt, wenn man sich erschreckt, also so ein kurzes erschrecken, was eher ein Zucken als ein Erstarren ist, und danach geht's auch schon gleich weiter. Jerry erstarrte vollkommen.

Nur die Augen wirkten so, als wollten sie sich noch tiefer in die Höhlen zurück ziehen und auch der Rest von Jerry, obwohl wirklich gar keine Bewegung an ihm wahrzunehmen war, vermittelte den Eindruck, die Dimension wechseln zu wollen, einfach zu verschwinden, sich diskret verpinkeln zu wollen und am besten dabei zu vergessen, was gerade eben passiert war.

»He, kannst du mich bitte weiter kralen? Das war sehr angenehm«, sagte Broink höflich.

Tom, der es in diesem Moment geschafft hatte, auf die Füße zu kommen, torkelte vorwärts und rief dazwischen: »Mensch, Broink, alts Haus, das hättste auch mal früher sogn könnn. Wie bisn du von den Welln wegkommen? Un wrum hasdn früh nix gesagt?«

Die Tatsache, dass Tom die gleiche Halluzination hatte wie er, wirkte irgendwie beruhigend auf Jerry und er kralte mechanisch weiter.

»Also, zunächst einmal heiße ich nicht Broink«, sagte Broink.

»Dachte ich mir«, lallte Tom, so bescheuert kann niemand heißen.«

»Ich heiße Brönk, das ist die Abkürzung für Besonderer Rude, Österreichisches Nahkampf Komitee.«

Mann, das muss heute Nacht guter Stoff gewesen sein, dachte Tom noch, als Br...önk auch schon fortfuhr.

»Wir haben seit langem das Treiben der diebischen Wellen bei Passau im Visier, weil sich manchmal eine von denen auf

Österreichischen Boden, also in unsere Gewässer, verirrt und einen Touristen reißt. Meistens sogar Japaner, vermutlich wegen des Sushigeschmacks. Ein dichtes Netz von Geheimagenten überwacht die Aktivitäten des Wellen e.V. und meldet der Basis sofort, wenn eine in Richtung Süden abhaut.«

»Hey cool, wir sind auch Geheimagenten«, lallte Tom, »Aber Jerry darf das nicht erzählen, das ham sie uns auf der Schule verboten.«

Jerry strafte ihn mit einem vernichtenden Blick und Tom hielt endlich mal die Klappe.

»Und ...«, schaltete er sich zum ersten Mal seit seinem Starranfall zurück ins Gespräch, »was sind die anderen Geheimagenten so, also ich meine, sind das auch sprechende Tiere?«

»Natürlich«, sagte Brönk in einem Ton, als wäre das die dümmste Frage des Tages gewesen, »alle Tiere können sprechen. Das Problem ist, dass die Menschen uns nur verstehen können, wenn sie ziemlich viel Alkohol im Blut haben, und die meisten erinnern sich danach entweder nicht mehr an das Gespräch oder man glaubt es ihnen sowieso nicht.

Und schreiben klappt mit den Pfoten nicht so gut. Ich kenne ein Pferd, das kann ganz gut schreiben, aber das arbeitet beim Zirkus und sein blöder Halter fragt ihn immer nur, wie viele Kinder gerade anwesend sind und so einen Mist, dabei will Kurt, das ist eine Abkürzung für ...«

»Ja ja, schon gut, weiter«, forderte Jerry.

»... dabei will Kurt ihm mit den Zahlen immer sagen, wie viele Bier er noch trinken muss, damit sie endlich wieder mal gut plaudern können. Aber, um auf deine Frage zu antworten, die meisten Agenten sind Hunde, wir sind die besten Schwimmer. Und Kühe, die benutzen wir als Sonden

»Ah«, sagte Jerry. Mehr fiel ihm erst mal nicht ein.

Er sah zu Tom und merkte an dessen Blick, dass er langsam und es vor allem ihm klarer wurde, dass er sich Brönks Stimme nicht einbildete, sondern dass der Hund wirklich sprechen konnte.

»Und, was macht ihr, wenn so eine Welle abhaut? Schlabbert ihr sie dann aus dem Fluss?«, fragte er.

»Nein, wir geben Warnschüsse ab.«

»Warnschüsse?«

»Ja, so wie Ludo.«

Tom stockte kurz, dann wurde ihm klar, dass er ja auch schon das gleiche gemacht hatte.

»Meistens bellen wir sie aber an, bis sie wieder abhaut.«

Jerry musste grinsen.

»Ihr ... ihr bellt sie an? Das ist alles?«

»Na klar«, sagte Brönk, »Wellen haben eine Heidenangst vor Bellen. Manchmal dauert es ein paar Stunden, aber am Ende siegen wir immer.« Sagte es und stellte sich direkt in stolze Siegerpose.

Jerry fing an zu lachen.

Brönk öffnete die Augen und schaute ihn böse an. Dann kam er, bisher hatte er stolz gesessen, auf alle Viere und begann, Jerry anzubellen.

»Ja ja, ist ja gut«, lachte Jerry, »kannst jetzt aufhören, ich bin ja schon beeindruckt.«

Aber Brönk bellte weiter.

»He Junge, ich hab nur Spaß gemacht«, sagte Jerry und hörte langsam auf zu lachen.

»Kannst jetzt aufhören zu bellen.«

»Der bellt gar nicht.«, sagte Tom auf einmal. »Er sagt, er kann riechen dass dein Alkoholspiegel im Blut zu weit gesunken ist. Du kannst ihn nicht mehr verstehen, oder?«

Jerry schüttelte den Kopf.

»Mann, ist das abgefahren.«

Die Sonne ging vollends auf, tauchte die kalte, verlassene Ladestation am Hafen in ein warmes Licht und weckte den Hunger in den Mägen der drei Freunde.

Auf dem Weg zurück in die Stadt, den TJ gerade erst gekommen waren, erzählte Brönk, was ihm seit seiner Entführung widerfahren und was mit Ludo passiert war.

»Egon und Kalle, die beiden Wellen, die ihn entführt haben, sind eigentlich alte Bekannte«, übersetzte Tom für Jerry, »Kleinkriminelle, die ab und zu mal bis runter nach Salzburg wellen und da einen auf Dicken machen, aber im Grunde nur Schaumschläger, kleine Fluscher. Als sie sahen, wen sie da gefangen genommen hatten, brauchte Brönk nur sein Bein zu heben um sie in Schach zu halten, und hatte sie damit in der Gewalt. Er zwang sie, ihn hinter uns her zu bringen, denn nicht mal ein Hund kann so schnell schwimmen wie ein Boot bei guter Fahrt.«

Jerry ging schweigend und dachte nach.

»Als wir hier ankamen«, fuhr Brönk fort, »war es tiefe Nacht und ich hab ehrlich gesagt ein kleines Nickerchen gemacht. Die beiden müssen mich hier abgesetzt haben und danach über Ludo und sein Boot hergefallen sein. Als ich aufgewacht bin, war es weg und kurz danach kamt ihr schon.«

Jerry drehte sich zu Brönk.

»Du, ganz echt, die Geschichte ist ein bisschen komisch.«

Brönk legte den Kopf schief.

»Ich meine«, sagte Jerry«, wenn deine beiden kleinen Wellchen wirklich nur leichte Brüder sind, warum fallen sie auf einmal über ein ganzes Boot her? Und was wollen sie damit?«

Er sah den Hund an. Der Hund sah zurück. Dann kläffte er.

»Er sagt, er versteht dich nicht«, sagte Tom. »Du musst mehr Alkohol trinken, sonst versteht er dich genauso wenig wie du ihn.«

Jerry verdrehte die Augen, die Geschichte wurde langsam absurd.

»Okay«, sagte er, »Frag ihn mal, was es mit Ludo auf sich hat. Und warum er überhaupt abgehauen ist, wenn er auf einmal alles daran setzt, uns wieder zu folgen.« Er blickte kurz auf, weil nicht weit von ihnen ein Rudel Straßenkötter eine Mülltonne ausweidete.

»Und sag ihm, er soll die Kollegen da mal fragen, wo man hier gut frühstücken kann.«

Kurze Zeit später saßen sie in einem kleinen Café. Ein Schild neben der Tür besagte, dass es erst vor kurzer Zeit aufgemacht hatte, aber die Stühle und Tische sahen schon angenehm angeranzt aus und in der Tat waren fast nur Senioren anwesend, die sich in dieser Atmosphäre pudelwohl zu fühlen schienen.

Das Café war ihr zweiter Anlauf, nachdem die Beschreibung der Straßenhunde sie direkt vor eine Fleischerei geführt hatte. TJ hatten Brönk vorwurfsvoll angeschaut und der hatte mit einem »Was wollt ihr denn? Ist doch super hier«-Blick zurück geschaut.

Sie hatten für ihn einen Ring Tiroler Wurst und für sie die Wegbeschreibung in das kleine Café mitgenommen, weil man dort laut dem Fleischer sehr hundefreundlich war.

In der Tat wurden sie bei Eintreten direkt von drei Rassenossen Brönks begrüßt und die beiden Jungs hatten ein paar ungestörte Minuten, während die Hunde die neuesten Gerüche austauschten.

»Irgendwas stimmt hier nicht«, sinnierte Jerry mehr zu sich selbst, nachdem die Bedienung ihre Getränke und das Frühstück gebracht hatte. Tom hatte sich selbstlos bereit erklärt, weiterhin als Dolmetscher zu fungieren, daher standen vor ihm ein großes Häferl Kaffee mit Likör und ein kleiner Schnaps als Verdauungshilfe für das Rührei und die Weckerl.

»Der Typ verheimlicht uns etwas«, setzte er fort und nickte mit dem Kopf in Richtung ihres Begleiters. »Ich meine, wir landen auf dem Kutter eines alten Hamburger Binnenschiffers, der hier seinen Ruhestand verbringt. Bei ihm lebt ein Hund, der zu träge ist, die Augen länger als drei Sekunden aufzuhalten, als wir mit dem an Land gehen haut er ab und wird von zwei »Alten Bekannten« entführt, nur damit er uns heimlich folgt, und wenn er hier ankommt, ist das Boot weg und er der einzige, der uns mit Informationen versorgen kann und wir haben keine Ahnung, was er bezweckt. Ganz ehrlich – die Sache stinkt. Was sagst du dazu, Tom? Tom?«

Tom saß neben ihm, süffelte seinen Kaffee und schon an seinem Blick konnte Jerry sehen, dass er ihm nicht wirklich zugehört hatte.

»Hey Mann, sag mal was dazu.«

»Warte«, sagte Tom, »ich versuche mich gerade zu erinnern, wie wir eigentlich hierher gekommen sind. Also, warte, saufen, ficken, Skifahren, saufen, Italien, Mirjam ... Mirjam! Genau, das war's, wir sind doch eigentlich auf der Suche nach Mirjam oder?«

Jerry sah Tom ein bisschen skeptisch an.

»Ja ... und?«

»Nichts und, ich versuch nur den Nebel in meinem Kopf ein bisschen zu lichten. Was hast du gerade gesagt?«

Jerry stöhnte.

Brönk kam zu ihnen.

»Brönki«, feixte Tom, »was gibt's neues in der Stadt?«

»Also, das würde jetzt zu lange dauern, weil ihr kennt die ja alle nicht und wenn ich jetzt anfangen zu erklären, wer schon alles was mit wem hatte, ja also, dann sitzen wir morgen noch hier und ehrlich gesagt läuft uns die Zeit ein bisschen davon.«

»Wie meinst du das?«

Brönk zögerte.

»Okay, ich hab euch noch nicht alles erzählt.«

TJ lehnten sich gespannt nach vorne.

Brönk senkte die Stimme. »Ludo ist nicht einfach irgendwer. Ludo ist ... der Biermensch.«

Brönk verstummte und eine geisterhafte Stille breitete sich zwischen ihnen aus.

Sie breitete sich von den Resten des Eies ausgehend über den Tisch, den Stühlen und den Personen, die auf ihnen saßen, aus, und wurde dann von den Schlagertönen, die aus den Boxen neben der Theke quollen und die Senioren erheiterten, angefallen und grausam erwürgt.

»Der ... was?«, wagte Jerry wieder zu sprechen.

»Der Biermensch.«, antwortete Brönk. »Ludo hat sein ganzes Leben lang kontinuierlich Bier getrunken, jede Faser seines Körpers ist in Bier getränkt und damit vollgesogen, so wie andere Menschen zu siebzig Prozent aus Wasser bestehen, besteht er aus Alkohol und ist damit zu dem wichtigsten Medium geworden, das meine Organisation hat.«

Er machte eine kurze Pause, um zu sehen, ob TJ ihn verstanden hatten. Dann stöhnte er.

»Also, wir Hunde können uns genauso unterhalten wie ihr Menschen, aber nur in normaler Hörweite. Aber durch

Ludo können wir uns über weite Strecken verständigen. Ludo ist für uns so was wie ein Server fürs Internet. Er kriegt das selbst nicht mit, aber wir können uns bei ihm einloggen und Nachrichten austauschen und er ist der einzige Mensch mit dem das geht, deswegen ist er auch so wichtig. Deswegen war ich als Wache bei ihm eingeteilt, denn dadurch, dass er auf einem Boot lebt, ist er in permanenter Gefahr durch die Wellen, die natürlich alles daran setzen, unser Netz zu stören, damit sie wieder ungestraft Kühe und Asiaten naschen können. Außerdem konnte ich dafür sorgen, dass sein Bierkonsum regelmäßig und der Spiegel in seinem Blut innerhalb der richtigen Werte blieb.«

Jerry nippte kurz an seinem Kaffee, ob da vielleicht Crack oder so was drin war.

»Und ... wie ist der Stand der Dinge jetzt?«, fragte Tom.

»Das ist der Grund, warum wir uns beeilen müssen. Egon und Kalle sind lange nicht stark genug, um Ludos Boot zum Kentern bringen zu können. Aber sie sind auf dem Weg zu einem Ort, wo sie mächtige Freunde haben, und wenn sie den vor uns erreichen, ist es aus. Dann wird unser Netz zusammen brechen und das Wasser die Herrschaft zurück gewinnen, Schifffahrt auf den Flüssen wird unmöglich sein, Menschen werden sich nicht mehr näher als bis hundert Meter an das Ufer trauen können und wenn die angelegten Trinkwasserseen zur Neige gehen, elendig verdursten.«

»Und was ist das für ein Ort?«

Ein Zittern ging durch Brönk, als würde ihn eine grausame Erinnerung einholen und durch seinen gesamten Körper kriechen.

»Es ist die große Pfütze, das Becken des Todes im Seitenarm der Donau – der große Staudamm in Wien.«

In dem TJ gemeinsam mit dem ÖNK nach Wien fahren.

Wien. Die Fäden und Haken die diese Stadt spinn, verdichteten sich. Brönk und TJ hatten nun ein gemeinsames Ziel. Ludos Boot würde knappe zwei Tage brauchen. Mirjams Auftritt war morgen. Im Café zählten TJ das Geld, das sie noch hatten. Es war nicht mehr viel. Sie könnten sich eine einzige Zugfahrkarte leisten, aber was war mit den beiden anderen? Und was dann? Schon jetzt muffelten ihre Klamotten mehr als anzüglich, was nur den Damen im Café nicht auffiel, weil dort alle so rochen. Außerdem brauchten sie Geld für regelmäßigen Alkoholnachschieb, um mit Brönk in Kontakt bleiben zu können. Der Hund war im Moment ihr einzige Hilfe.

»Was ist denn mit deinen Wedelgesellen in Wien?«, fragte Jerry. »kannst du die nicht über euer telepathisches Netz unterrichten und die kümmern sich drum?«

»Das geht nicht«, sagte Brönk. »Seit ich nicht mehr bei Ludo bin, muss er mehr als sonst getrunken haben. Die Botschaften, die im Moment durch gehen, sind verschwommen und undeutlich. Keiner von den anderen weiß, was passiert ist, ich konnte gerade noch einen Notruf an die Zentrale abgeben. Nein, es liegt alles in meinen Pfoten.«

»Hm.«, hmten TJ. »Irgendwelche Vorschläge irgendjemand?«

In diesem Moment ging die Tür auf.

In der Tür stand ein großer, leicht angegrauter Mann in Begleitung einer deutschen Dogge und eines Sackpinschers.

»Damn it!«, rief Tom und machte sich schon fluchtbereit, aber Brönk stürzte todesmutig und wild bellend auf die Neuankömmlinge zu.

»Ah, da seid ihr ja«, rief der Mann völlig entspannt und tätschelte Brönk zur Begrüßung liebevoll den Kopf.

»Was gehtn ...?«, setzte Jerry an, als die drei Hunde und der Mann auch schon zu ihnen an den Tisch kamen.

»Guten Morgen, ihr Pisser!«, begrüßte er sie herzlich.

»Sagt der Richtige ...«, knurrte Tom.

Brönk kläffte aufgeregt dazwischen.

»Was will er?«, fragte Jerry, dem der ganze Lärm schon ein bisschen auf den Sack ging.

Er schaute sich um, jeden Moment damit rechnend, aus dem Café geworfen zu werden, aber die Weißkopfadlerfraktion saß nach wie vor gemütlich an ihren Tischen und redete munter aneinander vorbei, wie sie es den ganzen Morgen getan hatte. Zeit für einen Hörgeräte TÜV, dachte er.

»Ich bin Colonel Graytower«, übernahm der angegraute Herr das Reden für Brönk.

»Aha«, giftete Tom zurück, »und wer ist Colonel Gray tower?«

Brönk bellte jetzt in einem empörteren Ton.

»Genau, danke, Captain Brönk.«

Jerry schaute Tom fragend an.

»Sein Chef. Der alte Sack ist Brönks Chef.«, sagte dieser.

»Na ja, Chef stimmt nicht ganz; sagen wir so: wir arbeiten zusammen. Um das Wohl und den Frieden auf Österreichs Wasserwegen zu garantieren. Captain Brönk hier ist einer unserer wertvollsten Mitarbeiter«, Brönk stellte sich für einen Hund unnatürlich gerade hin und reckte die Schnauze in die Höhe, »und der einzige Grund warum ich euch beiden Vollidioten nicht hier an Ort und Stelle den Arsch aufreiße.

»Hey, was ist denn das für eine Wortwahl vor den ganzen Damen?«, entgegnete Jerry und bekam dafür ein paar sehr warmherzige Blicke von einigen weiblichen Gästen, die ihre elektronischen Lauscher auf spontane Worterkennung gestellt hatten.

»Außerdem haben Sie doch angefangen, wenn ich mich recht erinnere.«

»Das kommt ganz drauf an, wo man anfangen definiert. Ich habe meinen Hund auf ein bisschen Müll am Straßenrand pinkeln lassen, aber der Müll hat sich da zuerst hingelegt, somit hat ja wohl er angefangen.«

»Also, zum einen war der Müll mit österreichischem Bier abgefüllt und daher ja wohl jeder Eigenverschuldung entthoben und zum anderen überlege ich mir gerade ob ich es politisch korrekt finden soll, wenn sie mich als Müll bezeichnen.«
»Entschuldigen Sie vielmals, die Herrschaften, ihr Körpergeruch muss mich geblendet haben, ich meine, er hat ja selbst meinen Hund genarrt und ...«

»Genarrt? Instruiert haben sie ihn, befohlen, wahrscheinlich werden Sie finanziert von den Geldern, die wir über die Getränkesteuer direkt an Österreichs Brauereimafia gezahlt haben. Ich bin so gesehen ihr Chef und sage ihnen, verpissen Sie sich lieber, denn ihre militärische Hundemarke interessiert mich ehrlich gesagt gar nicht.«

Die letzten Worte hatte er ziemlich laut gesagt. Er blickte sich um und merkte, dass alle ihn ein bisschen sprachlos ansahen. Tom hörte mit dem Süffeln seines Kaffees auf, Broink winselte kleinlaut und zwei der Ommata am Tisch gegenüber warfen ihm einen »Also, das war jetzt aber nicht nett«-Blick zu und drehten ihm demonstrativ den Rücken zu.

»Ist doch wahr«, sagte Jerry, ließ sich zurück in den Stuhl fallen und verschränkte die Arme.

Brönk kam zu ihm und leckte ihm die Hand, die am weitesten nach unten ragte.

Diese Geste brauchte keine Übersetzung.

»Nun gut, Gentlemen, akzeptieren Sie eine Entschuldigung von mir, verbunden mit dem Versprechen, Sie nicht wegen Sachbeschädigung anzuzeigen und wir können uns endlich wichtigeren Themen zuwenden?«

TJ murmelten beide etwas Zustimmendes. Der Colonel nickte.

»Nun gut. Captain Brönk, verabschieden Sie sich und dann los.«

»Wuff«, antwortete Brönk und selbst Jerry erkannte darin ein »Sir, Jawohl, Sir.«

TJ reagierten gleichzeitig. »Verabschieden? Wieso das denn?«

»Das ist eine militärische Angelegenheit und Sie beide sind Zivilisten. Und nicht gerade die hellsten, also, wenn Sie uns jetzt entschuldigen wollen.«

TJ waren sprachlos. »Sie wollen uns einfach hier zurück lassen? Nach allem, was wir getan haben?

»Was haben Sie denn getan? Ich meine, außer Salzburg vollgekotzt und mein Auto beschädigt?«

»Wir ... wir ...« begann Tom.

»Wir haben dem Köter ne Wurst gekauft!«, fiel Jerry ein.

»Und ihn hinter den Ohren gekrault, auf dem Kutter.«

»Und wir, also, wir haben nicht, aber wir hätten alles daran gesetzt, ihn nach Wien zu bringen.«

»Oh ja, alles hätten wir.«

»Das mindeste was Sie für uns tun können, ist, uns mit nach Wien zu nehmen. Da fahren Sie doch hin, oder?«

»Schscht, leise, das ist ein militärisches Geheimnis.«

»Oh ja, ein echter Geheimort«, frotzelte Tom.

Brönk sagte etwas zu seinem Vorgesetzten und schaute ihn dann mit sehr, sehr großen Augen an.

»Also gut«, sagte dieser nach einer Weile, »ich konnte ihrem Hundeblick noch nie widerstehen, Captain, was soll's. Trinken Sie aus, Herrschaften, es geht umgehend los. Und machen Sie sich keine Illusionen, sie fahren im Mannschaftstransporter mit. Ich will ihren Gestank nicht in meinem Auto.«

Bei Mannschaftstransporter hatten TJ an einen geräumigen Kastenwagen mit Seitenbänken, ordentlichen Gurten und die Gesellschaft von coolen Sondereinsatztruppen mit kugelsicheren Westen und futuristischen Waffen gedacht.

Entsprechend grätzig waren sie jetzt, als sie im vergitterten Fond des Hundefängerwagens saßen, umgeben von pelzigen Gesellen verschiedener Größen und Gerüche, und genauso wie diese bei jeder Kurve hin- und hergeworfen wurden.

Der einzige Vorteil an dem ganzen war, dass ihre Beifahrer Fell hatten und als natürliches Polster dienten.

»Sicherheitsgründe«, hatte Colonel Kotzbrocken auf ihre Einwände hin gesagt.

»Wir arbeiten verdeckt, alles muss so echt aussehen wie möglich.«

»Ha!«, hatte Jerry gekontert, »Und wie wollen sie dann erklären, dass wir hier hinten sitzen?«

»Ich bin sicher, das fällt gar nicht auf«, hatte Graytower mit einem abschätzigen Seitenblick erwidert und damit die Diskussion beendet.

Auf den geraden Strecken entwickelte die Sondereinheit ein reges Interesse an der Kleidung und den Gesichtern der beiden Neumitfahrer und diese hatten keine Chance,

sich irgendwie aus der Leck- und Schnüffelzone zu ziehen, also ließen sie die Begeisterung der Hunde irgendwann einfach nur noch über sich ergehen, während sie versuchten, gleichzeitig etwas Schlaf nachzuholen..

»Was quatschen die eigentlich die ganze Zeit«, fragte Jerry während einer der Wachphasen.

»Glaub mir, das willst du gar nicht wissen.«, antwortete Tom. »Ich kann dir soviel verraten, dass Hunde uns viel lieber haben als bisher gemeinhin angenommen wurde. Oder wir haben es einfach nicht ernst genug genommen.«

Vor Jerrys innerem Auge tauchte das Bild eines wild ein Herrenbein rammelnden Hundes auf und er stellte sich mit einem Schauer vor, was wäre, wenn er keine dicke Jeans tragen würde, sondern in seiner Kauerposition seine sekundäre Geschlechtsöffnung in einer dünnen Short exponieren müsste und die dann vielleicht auch noch rutschte. Er schüttelte die Vorstellung ab.

Der Vorteil war, sie kamen schnell voran. Sie würden Wien einen Tag früher als nötig erreichen und hätten Zeit, sich irgendwie neue Klamotten und eine Dusche zu organisieren.

Die Fahrt verlief trotz der Enge relativ entspannt. Der Colonel hatte angeordnet, nicht die Autobahn, sondern die flussnahen Landstraßen zu nehmen, um vielleicht Ludos Kutter zu erspähen und frühestmöglich aus den Klauen von Egon und Kalle zu reißen.

Und reißen ist mein nächstes Stichwort.

Es geschah, als sie eine der Brücken über einen der Seitenarme der Donau überquerten.

TJ hörten ein lautes »Happs!«, gefolgt von einem leiseren »Bamm, hab ich dir doch gesagt!« und der üblichen Diskussion, und dann wurde auch schon der Mannschaftswa-

gen von einer gewaltigen Kraft von der Straße gerissen und direkt in den Fluss gezogen.

Die Hunde um sie herum begannen panisch zu werden. Sie alle hatten Familienangehörige, Bekannte, Verwandte, die um Haaresbreite einem solchen Tod in einem Sack in einem kleinen See entronnen waren oder wiederum jemanden kannten, der auf diese Weise ums Leben gekommen war. Während der Transporter leise blubbernd und viel zu schnell Stück für Stück in den Fluten versank, verwandelten sich die Fellbüschel rings um TJ in rotierende Furien. Der kleine Raum in dem Käfigkasten war erfüllt von panischem Gestampel, Kläffen, Winseln und – das war das einzig positive – unkontrollierter Blasenentleerung.

Während sich das Wasser um sie herum gelb färbte, ebnete glücklicherweise gleichzeitig der starke Wellengang ab und TJ konnten die wenigen Zentimeter Licht und Luft, die ihnen noch blieben, nutzen, um sich von Innen am Schloss der Käfigtür zu schaffen zu machen und zu versuchen, sie zu öffnen. Das wilde Gewusel um sie herum war dabei keine große Hilfe, im Gegenteil, im verzweifelten Versuch, über Wasser zu bleiben, traten die Hunde frenetisch Wasser, und ihre Krallen kratzten TJ zuerst ihre Kleidung und dann ihre Beine und Oberkörper auf.

Der helle Fleck Tageslicht war auf ein kleines Dreieck zusammengeschrumpft, nur noch die Nasenspitzen von TJ und um sie herum gestaffelt haarige Hundeschnauzen hielten sich über Wasser, als Tom das Schloss endlich aufbekam.

Zum Glück war es eine Gittertür und das Wasser konnte ihr nicht genug Widerstand entgegensetzen, um den Käfig endgültig zur Todesfalle werden zu lassen. Der Wagen sank jetzt schnell, aber TJ drückten die Tür auf und eskortiert

von den schlanken, sehnigen Körpern der Spezialagenten strebten sie zurück an die Oberfläche und zum rettenden Sauerstoff.

Gierig sogen sie die Luft ein, aber sofort wurde ihnen der Ernst der Lage bewusst: sie waren die Einzigen, die es geschafft hatten. Von dem Fahrer ihres Wagens, von Colonel Graytower, Doggi, Pinschi und Brönk war nichts zu sehen.

Jerry wollte untertauchen, aber einer der Hunde hielt ihn zurück. »Es ist zu gefährlich Sir, da unten ist die Urinkonzentration nicht mehr hoch genug, es wird Sie genauso erwischen wie die anderen.«, übersetzte Tom für ihn. »Lass uns an Land schwimmen.«

Die Pisslache, die sie in Gemeinschaftsarbeit produziert hatten, war groß genug, ihnen den Weg bis ans Ufer zu sichern.

Sobald sie sich aus dem Wasser gezogen und den Sprühregen der sich schüttelnden Hunde über sich ergehen lassen hatten, teilte auch schon der diensthöchste Soldat seine Kompanie in Gruppen ein, von denen eine aus zwei Patrouillenhunden bestand, die das Ufer mit erhobenem Bein sicherten, bis die anderen sich erholt hatten.

»Na, ganz toll«, meinte Tom, »militärisch organisierte Pisser, können Telepathie und den ganzen Mist, aber ihnen fehlt ein einfacher Daumen um ne Tür aufzukriegen.«

»Sir, wir arbeiten in unserem Ausbildungszentrum an fortgeschrittenen Türöffnungstechniken, Sir«, mischte sich ungebeten der kommandierende Hund ein.

»Oh, ich bin sicher, das tun Sie.«, neutralte Tom zurück.

Der Soldat legte den Kopf um eine Nuance schief, schwieg aber. Er verfügte offensichtlich nicht über die erforderlichen Mengen Humor und Sprachfertigkeit, um mit Toms Sarkasmus angemessen umzugehen.

»Ist ja gut«, Tom tätschelte ihm den Kopf und sagte dann »Üäh«, als er seine Hand zurück zog, die jetzt nach nassem Hund roch.

»Wenigstens einen Vorteil hat das Ganze«, meldete Jerry sich auch mal wieder, »unsere Klamotten sind mal wieder richtig schön sauber.«

Tom blickte erst an Jerry, dann an sich runter, auf die zum Teil in Fetzen hängenden Kleidungsstücke, an denen dunkle Schleifspuren die Wege der Hundekörper verrieten und sagte dann: »Vielleicht können wir die Shirts ja noch umtauschen, die Farbe hat mir nie wirklich gefallen.« Dann lachten beide. Ein nicht ganz befreites aber immerhin befreiendes Lachen.

»Okay, genug gescherzt, hast du ne Idee, was wir jetzt machen?«

»Lass mal die Lage analysieren: Also, wir haben kein Geld, sehen jetzt auch noch wie Penner aus, statt nur so zu riechen, wir sind irgendwo in der Pampa weitab der Autobahnen, haben keine Karte, keine Ortskenntnis und ein Rudel nasser Hunde im Schlepptau, die auch in einer Stresssituation nichts besseres zu tun haben, als sich zwischen den Beinen zu lecken ...« »Wobei ich das jetzt selber auch gerne täte.«, warf Tom ein.

»... wie auch immer, jedenfalls – nein, ich hab grad keine Idee.«

Tom grinste. »Ich schon.«

In dem TJ nur noch mit einem Teil des ÖNK und Horst nach Wien fahren.

Es war ein denkbar groteskes Bild, das sich Horst, dem Lastwagenfahrer, bot, als er, nichts Böses ahnend, auf seiner üblichen Route an der Donau entlang unterwegs war, um Kuhkadaver aus den Fluten zu fischen, die die Schifffahrt behinderten. Die meiste Zeit verbrachten seine Augen auf dem gleichmäßig strömenden Wasser, und aus diesem Grund hätte er auch beinahe übersehen, welches Spektakel vor ihm auf der Straße auf ihn wartete. Er vollbremste, mehr aus Überraschung denn aus Erkennen, und richtete so nur um Haaresbreite kein Blutbad und großes Gefusel an.

Vor ihm, mitten auf der Fahrbahn, jetzt keinen Meter von seinem Kühler mehr entfernt, stand eine lebende Pyramide – aus Hunden. Als wäre das noch nicht genug, stand der oberste Hund, die Spitze des Gebildes, auf den Hinterbeinen und hatte die Pfote in militärischer Manier an die Stirn gehalten.

Die beiden Menschen, die neben der Pyramide standen, sah er gar nicht.

Ihm fielen die Legenden seiner Vorgänger ein, die Berichte, wie das Gift im Verwesungsgeruch der Kuhleichen langsam die Hirnhaut durchdrang und sich schleichend in der grauen Masse festsetzte und seinen Wirt letztendlich in den Wahnsinn trieb. Er fragte sich, ob es jetzt soweit war. Fühlte sich Wahnsinn so an? Warum sah man ausgerechnet eine Hundepyramide und nicht, weiß Gott, eine Formation nackter Elfen, die den LKW in sein letztes, nasses Grab

geleitete? Und hatte man ihn nicht ausdrücklich deswegen eingestellt, weil bei ihm nach Meinung der Ärzte nicht viel kaputt gehen konnte?

Während er sich mit diesen Gedanken plagte, klopfte es an seiner Tür.

Er konnte nicht sehen, wer oder was da stand, dafür lag seine Fahrerkabine zu hoch, aber es hätte ihn nicht erstaunt, einem sprechenden Pavian zu begegnen, der ihn auf ein Stiegl und eine Partie Karten einlud.

Als er die Tür öffnete, stand dort ein Mensch.

»Irgendwie enttäuschend«, dachte Horst. »Ist wohl wirklich nicht so viel bei mir da, wenn sogar der Wahnsinn so unspektakulär ausfällt.«

Jerry rief noch mal: »Entschuldigung bitte? Können Sie mich verstehen.«

Horst blickte mit misstrauischen Augen runter. Er wusste nicht, ob es sicher war mit seiner eigenen Wahnvorstellung zu sprechen. Andererseits – was konnte es schon schaden?

»Äh, joa. Wos woalans vo mir?«

»Wir würden Sie gerne zwingen uns nach Wien zu bringen. Das heißt, zwingen würden wir Sie natürlich ungern, aber wir müssen da echt dringend hin und wir haben ein Rudel zu allem bereiter aber nichtsdestotrotz im Staatsauftrag unterwegs seiender Hunde. Also, was meinen Sie, wäre es möglich, dass Sie uns ein paar Stunden ihrer Zeit schenken?«

Tom hatte gesprochen. Wenn es um Diplomatie ging, war niemand so verwirrend wie er, was vermutlich seine hohe Erfolgsquote erklärte.

»Ja, seids ihr kane Halluzination?«, fragte ein immer noch zweifelnder Horst.

TJ schauten sich an. »Nein.«, antworteten Sie im Chor.

Langsam sickerte auch der Inhalt dessen, was Tom ihm gerade gesagt hatte, durch, und Horst war versucht zu fragen, ob sie vielleicht selber Hallus hatten oder ein bisschen plemplem waren.

Fakt war, er sah vor sich in Zweierreihen gestaffelt etwa zehn Hunde, die ein bisschen militärisch dasaßen und aufmerksam ihn und gleichzeitig ihre Umgebung betrachteten.

Und wenn er es war, der halluzinierte, brachte es vermutlich wenig, wenn er mit seinen Einbildungen diskutierte, denn wenn er diskutieren müsste, würde er sie sich ja mit anderer Meinung einbilden, und daher könnte er an gar kein Ziel kommen, denn das Unterbewusste, aus dem diese Bilder kamen, wollte ihm ja sicherlich zu Verstehen geben, dass es einen Teil in ihm gab, der anders dachte.

Dieser Gedanke freute ihn, wie immer, wenn er sich sozusagen selbst bewies, dass er auch denken konnte, und zudem war das sein kompliziertester Gedankengang seit langem gewesen.

Er gluckste. Dann drehte er sich wieder zu den beiden Freaks, die neben seiner Tür standen und sagte: »Springt auf ... was immer ihr seid.«

Es war schon schwierig gewesen, die Hunde zu der ihrer Ansicht nach entwürdigenden Zirkusnummer mit der Pyramide zu überreden, noch viel schwieriger war es für TJ aber jetzt auf der Ladefläche des LKW, ihre Reisegefährten davon anzuhalten, sich mit den Vorderpfoten auf die Seitenränder zu stützen und die Zunge in den Wind zu halten.

Sie hatten die Pyramide in einer kleinen Senke gebaut, um von den Wellen unbeobachtet agieren zu können, und

Tarnung war nun wichtiger denn je, nachdem sie jetzt wussten, dass die Wassermassen fähig waren, sie von der Straße zu holen.

Sie hatten Horst gefragt, ob er die Kuhkörper, die hinten auf der Ladefläche lagen, noch brauchte, und als er geantwortet hatte, er bringe sie sowieso nur auf den Müll, hatten sie die Häuse der Kadaver geöffnet und aus den Schädeln kleine Helme für die Hunde gebastelt, damit diese inkognito reisen und durch die Augenhöhlen der Gräserinnen trotzdem Wache halten konnten.

Tom hatte nach getaner Arbeit Horst nach einem Bier gefragt, nachdem Jerry zuvor seine Frage, ob er auch mal Dolmetscher spielen wolle, ablehnend beantwortet hatte.

In gewisser Weise beneidete Jerry Tom. Seine völlige Gelassenheit was die meisten Dinge anging, seine Scheißegal-Einstellung, wie er in seinen jetzt auch noch mit altem Blut verschmierten Klamotten dasaß und anscheinend total unbekümmert sein Trumer süffelte.

»Worüber denkst du nach?«, fragte er ihn.

»Denken wäre ein bisschen viel gesagt.«, bekam er zur Antwort.

»Ich lasse einfach die Bilder der letzten Tage ein bisschen vorbeiziehen und – Terry, zieh die Zunge ein, das sieht nicht nach Kuh aus«, ermahnte er einen der Hundesoldaten, der sich ein bisschen hatte gehen lassen.

»Ich frage mich, wie sie ist«, fuhr er fort.

»Wer?«, fragte Jerry.

»Mirjam. Ich meine, normalerweise spreche ich eine Frau an oder richte es so ein, dass sie mich anspricht und dann investiere ich ein oder zwei Getränke und ein oder zwei Gummies mit Geschmack. Irgendwie ist diese ganze Mirjam-Sache ein bisschen außer Kontrolle geraten, aber ...«

»Aber?«

»Aber irgendwie macht's Spaß. Und ich kriege ihr Bild nicht mehr aus dem Kopf.«

»Geht mir genauso.«, sagte Jerry nach einer Weile.
Sie schwiegen wieder.

»Bei jeder Kurve, die wir fahren habe ich das Gefühl, wir kreisen auf diesem Spar-Plakat im Himmel um die Wolken herum und hoch und runter und dann über ihren Körper, ihre Hände, ihre Arme, über die feinen goldenen Härchen, dann ihre schlanken Schultern entlang, diese Wahnsinnskinnlinie hoch, über ihre Lippen und wieder goldene Härchen und dann zu ihren Augen und dann ... dann kommt ihre Seele, aber da sind wir noch nicht. Darauf warte ich. Gott, ich bin so gespannt wie ne Rothaarige auf der Streckbank.« Toms absolutes Limit an Romantik.

Jerry ging es ähnlich. Er fühlte sich wie nach einer Urlaubsreise, auf der er die Frau seines Lebens kennen gelernt hatte und auf dem Heimflug nicht erwarten konnte, sie anzurufen und wieder ihre Stimme zu hören. Und mit der Stimme ihre Berührung, ihren Atem zu spüren. Das Glühen ihrer Haut, den Duft nach Meer und Sonne, ihr Keuchen, wenn er in sie eindrang.

Nur, dass der Urlaub noch vor ihm lag. Er dachte kurz daran, dass er eigentlich nicht mal sicher wusste, dass er Mirjam in Wien begegnen würde. Dass er alles von einer spontanen Eingebung und dem überraschenden Auftauchen eines Werbeplakates abhängig machte.

Vielleicht hat dieser Horst Recht und wir sind ne Hallu, dachte er sich.

Er blickte durch das Fenster in die Fahrerkabine, in der Horst mit einem Bier in der Hand saß und offensichtlich mit sich selbst redete.

Na ja, lieber ne Hallu als gehirnamputiert.

Der kleine Laster tuckerte beharrlich voran. An ihnen zogen Felder aller Farben vorbei und immer öfter passierten sie nun kleinere Orte mit zunehmend modernerer Infrastruktur, bis sich irgendwann nicht mehr Orte in Felder sondern Felder in Orte mischten und die Ausläufer der großen Stadt sich wie Tentakel nach ihnen ausstreckten.

Sie hielten an einer Tankstelle weit außerhalb des Zentrums, damit Horst seinen kleinen Laster auftanken und Tom und Jerry sich etwas zu essen und Übersetzungswasser für Tom kaufen konnten. Die Hunde scharten sich um den Eimer mit dem Abzieher, der eigentlich für die Autofahrer gedacht war, die ihre Scheiben reinigen wollten, und schlabberten ihn leer.

Der Tankwart überlegte kurz, etwas zu sagen, aber als er sich einem dümmlich grinsenden Horst, zwei schwer in Worte zu fassenden jungen Burschen und einem Rudel Hunde, von denen einige noch ihre Kuhhelme trugen, gegenüber sah, entschied er, dass Schweigen manchmal besser war.

Und wenn sich ein Kunde über die Schleimfäden auf seiner Windschutzscheibe beschwerte, konnte er immer noch sagen, das sei ein Imprägnierungsmittel und er solle es erst mal zwei Stunden einwirken lassen, danach werde er überrascht sein, wie sich der Ausblick durch seine Scheibe gewandelt haben würde.

Freilich auf Österreichisch, aber ich weiß gerade nicht, was Schleimfaden in dieser Sprache heißt. Vielleicht Haider.

Sie konnten Horst überreden, sie noch weiter in die Stadt hinein zu fahren, aber ab einem gewissen Punkt war ihr kleiner Laster mit den Kuhkadavern, zwei blutverschmierten jungen Männern und den etwas zu aufmerksam guckenden

Hunden zu auffällig um nicht aufzufallen, und in Höhe des zweiten Rings trennte sich die Gruppe von Horst, der zwar immer noch ein bisschen verdattert, aber trotzdem auf seine ganz eigene Weise selig war.

Als sie den Rücklichtern ihrer Fahrgelegenheit nachsahen, wurde ihnen klar, dass sie nicht mehr ein Rudel zu aufmerksam guckender Hunde und zwei blutverschmierte junge Männer auf einem Kleinlaster, sondern selbige Gruppe auf einer öffentlichen Straße waren, was die Situation genau genommen verschlechterte.

»Na ganz toll«, brummelte Jerry.

»Ach, das wird schon«, sagte Tom und marschierte wieder einmal einfach los.

Jerry seufzte, das hatte er lange nicht getan, und folgte Tom.

Zwei Hunde in der Vorhut, zwei, die den Schluss des Zuges sicherten, und der Rest in Reih und Glied in Viererreihen dazwischen im Gleichschritt – Jerry hoffte, dass wenigstens die Hunde sich irgendwann als Halluzination entpuppen würden.

Es dämmerte, als sie sich langsam dem Stadtkern näherten. Sie hatten unterwegs Halt an einem weiteren Spar gemacht und sich neue T-Shirts, etwas zu Essen, Bier für Tom und eine Packung Trockenfutter für die Hunde gekauft, die zum Glück keine großen Gourmets waren.

Sie kamen nicht besonders schnell voran, unter anderem weil Tom immer langsamer wurde, aber auch weil der Kompanieführer seine Aufklärungstölen sporadisch ausschwärmen und nach Neuigkeiten über Ludo, Brönk, Graytower und die generellen Wasseraktivitäten fragen ließ.

Trotz allem waren es Hunde, und anders als in den einschlägigen Menschenfilmen, in denen der betrenchcoatete

Polizist seinen Informant am Kiosk oder in einer Kneipe findet, ihm ein cooles »Was gibt's neues, Joe?« hinwirft und dieser daraufhin, manchmal durch Bezahlung oder Drohung animiert, antwortet, gab es bei den Hundeeinformantentreffen erst großes Gewedel und Geschnüffel, dann Gekläffe, Geknurre, Gespiele, Gelecke und ein, zwei kleine Schweinereien und für gewöhnlich keine Ergebnisse. Trotzdem dauerte das ganze Procedere ziemlich lange, weswegen es Stück für Stück Abend und dann Nacht und dann auch ein bisschen eklig kalt wurde.

Jerry hatte mehrmals angesprochen, dass sie sich etwas für die Nacht suchen müssten, aber Tom hatte weiter gedrängt. Wohin, wusste niemand so genau, denn mittlerweile war er seit vierundzwanzig Stunden breit und fast genauso lange wach und das, was seine Beine machten, auch nur noch schwer gehen zu nennen, eher so ein Zwischending aus schlürfen und schleppen. Mit der Zeit war er mundfaul geworden und wenn er sich zu einer Antwort durchringen konnte, verstanden den Brei, den seine schwere Zunge rührte, weder Jerry noch die Hunde.

Trotzdem oder gerade deswegen staunte Jerry über seine Energie. Auf einmal schien er mit jedem Schritt schneller zu werden, als ziehe ihn etwas voran, als hätte er ein geheimes Ziel oder telepathische Verbindung zu Ludo oder Brönk und wüsste genau, wohin er wollte.

Er führte sie, die ganze Kompanie, Straße rauf, Straße runter. Sie waren nicht mehr ganz so auffällig, seit sie die blutigen T-Shirts losgeworden waren, Longsleeves, dachte Jerry gerade, Longsleeves hätten wir uns kaufen sollen, kack Kälte, aber dennoch auffällig genug und vor allem eine große Gruppe, ein Gassiuunternehmen.

Ständig schnüffelten die Hunde links und rechts, trafen alte Bekannte oder welche, die so rochen, wurden sie von ihrem Anführer in finstere Gassen geschickt, um Informationen zu erhaschen, knurrten sie Pfützen, Regenrinnen und Hydranten an, sicherten sie das Gebiet durch Urin- und Kotbenetzung, musste Jerry sich nach Material umsehen, mit denen er selbige beseitigen konnte, war Tom schon wieder weit voraus und in der Dunkelheit kaum noch sichtbar, wurden die Straßen langsam verwinkelter, enger, wand sich das Zentrum langsam ein wie eine Schnecke, endeten sie manchmal in einer Sackgasse, aus denen ein gehetzt blickender Tom ihnen schon entgegen kam, fanden sie ihn wild etwas suchend an einer Straßenkreuzung, sahen sie Schimmer von Erleichterung, wenn er einen neuen Hinweis fand, den Lichtschimmer, den silbernen Faden, wem auch immer er folgte, mussten sie sich wieder beeilen, ihn einzuholen, redeten sie mal auf ihn ein, um ihn zur Vernunft zu bringen, ließen sie ihn gewähren und sie führen, vertrauten ihm, verloren ihr Vertrauen, hatten sie keine andere Option, zu hohen Korpsethos, keiner wird zurückgelassen und weglaufen erst recht nicht und stapften sie irgendwann genauso zombieartig vorwärts wie Tom mit seinem glasigen Blick, als er endlich stehen blieb.

In dem TJ **8** die erste Nacht in Wien verbringen.

Vor ihnen ragten dunkle, massige Schatten in den Nachthimmel, wie der Eisberg vor der Titanic. Um sie herum bewegte sich nichts. Sie bewegten sich nicht mehr auf das Ziel zu, jenes hatte auch nicht die Absicht, sich ihnen zu nähern; von fern hörte man den Lärm der Straßen, aber jene verliefen irgendwo in einem anderen Universum.

Sie standen auf einem großen Platz, und mit groß meine ich groß. Der Platz war angelegt worden, um größere Truppen als die erschöpften Hundeköter und Tom und Jerry zu fassen. Er sollte Armeen fassen und diese Armeen nach rechts und links laufen, sich drehen, einen auf richtig Dicken machen und das alles, um einem Kontinent und einer einzigen Person zu imponieren: der Kaiserin.

Sie standen vor dem kaiserlichen Palast in Wien. Machtzentrale Europas bis die Glühbirne kam. Heimat Schloss der Herrscher des Königreichs Österreich-Ungarn und vieler anderer Staaten, aber in Österreich-Ungarn drückte sich aus, was die Macht Wiens ausmachte: die Verbindung von Osten und Westen, auch wenn das Ostreich paradoxerweise für den Westen stand.

Wien war das Tor zum Balkan gewesen und in die andere Richtung. Die Türken hatten sich hier einst tot gelaufen, an dieser gewaltigen Mauer, dem ersten ernstzunehmenden Fort des Westens. Herrscher aller Nationen hatte ihre Truppen geschickt um diesen Punkt zu sichern, denn sie wussten, wenn Wien überwunden werden sollte, würde

sich die Invasion über die zentraleuropäische Welt ausbreiten und viel schwieriger zu bekämpfen sein.

Die Westler hatten gewonnen, die Türken hatten ihre Zelte und ihre Vorräte zurück gelassen und die Wiener hatten dadurch guten Kaffee, Blätterteig und Konditoreikunst entdeckt und dem Osten eine neue Form der Besiedlung und Infiltration ermöglicht: den Handel. Wien war jahrhundertlang Dreh- und Angelpunkt auf der Ost-West-Handelsachse gewesen, die Waren vom Balkan, aus Istanbul und von noch weiter oriental mussten durch dieses Nadelöhr und Wien wurde unermesslich reich.

Mit Reichtum kam der Machthunger, und aus dem deutschen Kaiserreich, Abteilung Süd wurde Österreich-Ungarn.

Es waren der Umbruch der Gesellschaft, die Wirren in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg, Bewusstseinsentwicklung des Bürgertums und die Migration der Macht aus den Händen des Adels in die Hände derjenigen, die diesen von Anfang an finanziert hatten, in die der Händler, die den Kaiser und damit das Kaiserreich schwächten, langsam aushöhlten und schließlich fallen ließen.

Der erste Weltkrieg war nur das Siegel auf dem Totenschein eines ehemals unvorstellbar großen Kaiserreichs. So unbedeutend wurde eine der einstmaligen Welthauptstädte, dass seine aufstrebenden und in ihrer Denkweise von den alten imperiatoralen Idealen geprägten Politiker und Schlächter ins angrenzende Deutschland importiert werden mussten, um dort ihre Visionen ausleben zu können.

Die Ironie, das Hobby der Geschichte, wollte es schließlich, dass Wien zu einem der Fallstricke wurde, über die Hitler stolperte.

Unbeobachtet in Relation auf das Weltgeschehen wurde die einstmals mächtige und blühende Donaumetropole

zu einem der Lieblingstreffpunkte für Geheimagenten aller Nationen.

In dem mittlerweile verschlafenen Städtchen trafen sich Abordnungen der Engländer, der Russen, der Franzosen und auch der Deutschen und aller derjenigen Nationen, die diesen Krieg noch viel länger erleben und erleiden sollten, als die eigentlichen Protagonisten.

Wien öffnete seine Schleusen und wurde erneut Kommunikationstor und Meerenge der Strömungen von Osten nach Westen.

Während der Besetzungsjahrzehnte über Flucht und unter Lebensgefahr, später unter denselben Umständen, nur dieses Mal mit einem Stempel im Pass, begann der Austausch, die Öffnung zu den Ländern der aufgehenden Sonne hin, ließ Wien sich nun offiziell besetzen, verändern, bereichern, vervielfältigen, leugnete nicht mehr seine Wurzeln oder wenn Wurzeln das falsche Wort sein sollte, all jene Einflüsse, die es einst zu dem gemacht haben, was es lange war.

Heute ersteht Wien langsam wieder auf. Sie haben dort Strom, Fernsehen und fließendes Wasser und der Tourismus hat diese Stadt, die so anders ist als das Land, das von ihr regiert wird, wieder entdeckt und nichts schafft so viel Nationalbewusstsein und Selbstdarstellung wie das Gefühl, sich von denen abzugrenzen, die da kommen, um zu schauen.

Doch von all dem wusste Tom natürlich wenig. Tom stand apathisch vor dem gewaltigen Palastkomplex, in dem die halbe Bevölkerung des Landes bequem unterkommen könnte, und murmelte nur dieses eine Wort: Sissi.

»Äh, was?«, fragte Jerry.

Tom drehte sich zu ihm und schaute ihn an, als hätte er sich gerade aus dem Nichts materialisiert.

»Hey, Jerry, du bist in Wien. Herzlichen Glückwunsch. Wie fühlen Sie sich, nachdem Sie nun endlich ihr Geburtsversprechen eingelöst haben?«

Sie hatten sich in eine der vielen Nischen der Mauer eines der Regierungsgebäude gelegt. TJ lagen in der Mitte, die Hunde hatten sich wie ein großer Pelzmantel um sie herum niedergelassen, schmiegteten sich an sie und wärmten die beiden Freunde.

Jerry lag wach. Er war todmüde, zu müde um zu schlafen. Gedankenverloren kraulte er dem Hund, der neben ihm lag, den Nacken.

»Auch noch wach?«, kam Toms Stimme durch die Dunkelheit.

»Hmhm«, nickte er. Er wusste, dass Tom die Bewegung spüren würde, schließlich lagen sie zerfetzte Jeans an zerfetzte Jeans.

»Sorry, dass es vorhin ein bisschen unfeierlich war.«

»Passt schon.«

»Ich freu mich echt für dich.«

»Ist schon in Ordnung.«

»Wenn das hier vorbei ist, gucken wir uns de Stadt in Ruhe an. Vielleicht hat Mirjam ja Zeit und führt uns rum.«

Hm, Mirjam.

»Meinst du, wir haben überhaupt eine Chance?«

»Chance wofür?«

»Ich meine, es wird schon schwierig werden überhaupt in ihre Nähe zu kommen. Ich glaube kaum, dass wir die ersten sind. Und mal angenommen, wir schaffen es, stehen dreckig und zerrissen und mit einem Rudel Hunde, die behaupten, Geheimagenten zu sein, vor ihr und erzählen ihr, wir haben uns in sie verknallt, als wir sie auf einem

Werbeplakat gesehen haben. Ich meine, wie würdest du reagieren?»

»Hm«, überlegte Tom, »dann lassen wir die Hunde halt weg.«

Jerry musste grinsen.

»Nein, im Ernst, ich weiß nicht, was wir machen. Ich weiß nur, dass wir es wissen werden, wenn es soweit ist. Ist immer so. Oder zumindest meistens.«

»Und wenn nicht?«

»Dann hat es nicht sollen sein.«

Jerry überlegte eine Weile.

»Vielleicht werden wir ja auch vorher von zwei neurotischen Wellen gefressen. Haben die Hunde eigentlich irgendwie erwähnt, was sie machen wollen, wenn wir Ludo finden?«

»Nope.«

»Hast Du mal gefragt?«

»Ja, irgendwann mal.«

»Ja und?«

»Sie sagen, dass alles todsicher geplant ist, aber...«

»Aber?« »Ganz im Ernst – die haben keine Ahnung. Wellen, die die Weltherrschaft übernehmen wollen; so ein Quatsch.«

Sie schwiegen wieder.

»Und du bist Sissi-Fan?«

Tom druckte herum.

»Na ja, ... ja. Hab mich in sie verknallt als ich sieben war; war neben einem Mädchen in meiner damaligen Klasse meine erste große Liebe.«

»Hast du ihr Briefe geschrieben und so?«

»Nee, konnte damals noch nicht schreiben. Und eigentlich hab ich erst gemerkt, wie verliebt ich in sie war, als ich älter wurde und Stück für Stück erfahren habe, wer Romy

Schneider war und dass sie alt wurde und außerdem schon tot war; und dazu auch noch Wahlfranzösin.«

»Hmhm. Fall für die Todesstrafe.«

»Kennst du das, in jemanden oder etwas verliebt zu sein, das es nicht gibt. Ich meine, Sissy war eine Kunstfigur, und selbst wenn sich die Darstellerin auch nur irgendwie damit identifiziert hätte, ich hätte sie nie mehr als siebzehnjähriges Mädchen kennen lernen können. Als ich halbwegs wusste, was man mit einer Erektion so macht, war Frau Schneider zum einen tot, zum anderen weit in den Vierzigern, hatte ein cremiges Gesicht, sah eklig nach Late Seventies und Chiffon aus und ihr Lachen war nicht mehr glockenhell, sondern rau und zu abgeklärt, um darin auch nur den Schatten der Zartheit zu spüren, die ihre Sissi umgab.«

Jerry nickt in der Dunkelheit.

»Wie man sich wohl fühlt, wenn man immer für jemanden gehalten wird, der man nie wirklich war, aber von dem jeder will, dass man es ist?«, fuhr Tom fort. »Ich meine, wie kann man so weit von sich selbst flüchten, wie Romy von Sissi? Sie hätte im Film nie so sein können, wenn nicht ein Teil von ihr auch wirklich so gewesen wäre. Wieso konnte sie nicht wenigstens ein bisschen ein Mädchen bleiben, wenigstens etwas Leichtigkeit in ihrem Leben lassen und die anderen damit für einen Moment bezaubern?«

Stattdessen wird sie zu ... keine Ahnung, wie man das nennt; Schlackenpackung? Franzose halt. Hast du schon mal französische Filme gesehen? Außer Amelie und so, meine ich, so richtige Franzosenfilme?«

»Non.«

»Die Männer sind unglaublich hässlich, haarig, käsig, unförmig, haben alle eine Stirnglatze und fluchen unentwegt. Ständig reden sie ihre Frauen mit Scheiße an und

alle, Frauen wie Männer, wirken ungewaschen, rauchen permanent und handeln wie tollwütige Wellensittiche. Hab ich dir mal meinen Lieblingsfranzosenwitz erzählt?«

»Auch nicht.«

»Also, den muss ich auf Englisch erzählen. An American, a british Guy and a Frenchman stroll on a beach. One of them picks up a clam and out of it comes a Fairy. She grants everyone a wish.

The American steps forward and says: ›Well, dear Fairy, I am a farmer, my father was a farmer, my grandfather was a farmer and probably all my sons will be farmers. I want our land to always be nourishing and fertile.«

The Fairy makes some sort of tingelingeling and tells the American, that his land will always be fertile.

The Frenchman steps forward and says: ›Sere ar so many foreigners in our beautiful contry. I want a wall all around France trough which noting can go in our out and sat all foreigners stay out of France.«

The Fairy tingelings again and tells the frog that the wall is built.

Then she asks the english Guy what he wants.

The Englishman says: ›Before I do my wish, could you tell me more about this wall?«

The Fairy says: ›Sure. It is a hundred meters high, a hundred meters thick and nothing can go in or out.«

›Fill it with water, please.«

›Nicht gerade politisch korrekt.« »Sind Franzosen auch nicht. Allein für das, was sie Hot Dogs angetan haben, gehören sie alle im Teich ertränkt. Und wenn du erst mal ...«

Jerry hörte auf zuzuhören. Wenn Tom seine Antifranzosenanfälle bekam, ließ man ihn am besten reden und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, irgendwann hörte er von selbst auf.

Jerrys Gedanken wanderten wieder zu Mirjam. Mirjam, Sissi, er hatte die Filme als Kind auch gesehen, aber schon lange vergessen. Er versuchte sich zu erinnern, was von den Filmen bei ihm hängen geblieben war, aber er bekam nur ein paar Szenen zusammen, wie, als die Kaiserin vor einem schweigenden Volk in Venedig auf dem Markusplatz ihr Kind wieder bekommt und auf einmal alle Italiener ›Viva la Mamma‹ rufen und plötzlich mit dem Joch der Fremdherrschaft einverstanden sind und wie beknackt diese Szene eigentlich war.

Als er versuchte, sich Romy Schneiders Gesicht in Erinnerung zu rufen, klappte es nicht. Wo ihr Gesicht war, sah er einen weißen Fleck, umgeben von einem lockigen Haarkranz. Er strengte sich weiter an, versuchte sie durch Toms Augen zu sehen, ihr Lächeln, ihren Glanz, ihre Leichtigkeit. Langsam schälten sich Konturen heraus; ein Schwanenhals, blitzende Augen, weiße Zähne, ein schüchternes und dennoch bezauberndes Lächeln. Ein Mund, der sich über dem Lächeln schloss wie ein Vorhang, nur, um sich gleich darauf wieder zu öffnen, rosa Lippen, die sich ganz leicht kräuselten, als wollte die Person, der das Lächeln gehörte, dieses zurück halten, als traue sie sich nicht ganz, als erschrecke sie über ihre eigene Leichtigkeit. Dann, langsam, wie ein Zombie durch den Nebel, ein Paar neugierige Augen. Haselnussbraun, nein, doch nicht, sie hätten braun sein müssen, aber sie waren blau, blau-grau und sie waren größer und erwachsener und es waren nicht Romy Schneiders Augen. Vor Jerrys geistigen Auge stand die Kaiserin von Österreich, in ihrem blenden weißen Kleid aus hundert Meter Stoff, mit ihren geflochtenen Haaren und einem kleinen Strauß Blumen in ihren filigranen und weiß behandschuhten Händen. Seine Kaiserin – Mirjam.

Dann schlief er ein.

In dem TJ aus dem Palast vertrieben werden und dann frühstücken.

Wieder einmal erwachte Tom, weil es regnete. Er öffnete die Augen, blickte in den wolkenlosen Himmel, dann auf die zwei uniformierten Beamten, die neben ihm und seiner Herde standen, einen leeren Eimer in den Händen des einen, und ließ sich zu einem spontanen: »Könnten sie auch noch mal über die Hose? Das ist, glaube ich, noch ein Fleck.« hinreißen.

»Jetzt mochts dos er hir weg kommt, sonst müssan mir eich branga.«, sagte einer der Uniformierten nicht unhöflich, aber auch nicht so, dass man mit ihm hätte verhandeln können.

Jerry wurde gerade von seinem Kollegen aus dem Reich der Träume gespült und das angriffslustige Knurren einiger der Hunde machte offensichtlich wenig Eindruck auf die kaiserliche Palastgarde, weswegen Tom beschloss, es dieses Mal bei dem frechen Spruch zu belassen und erst mal das Feld zu räumen.

Die rüdidige Meute entklebte sich aus dem bereits trockenen Rasen und begab sich dann gemächlich zum Rande des Platzes, um sich zu orientieren und erst mal zu besprechen.

Der Captain der Hunde bellte etwas und Jerry fragte Tom, was er gesagt hatte.

Tom antwortete, dass er das nicht wisse, schließlich könne er nicht bellen.

Jerry sah ihn an und meinte: »Hey, deine Leber funktioniert ja noch.«

»Jep, und mittlerweile hätte ich gerne, dass das wenigstens noch eine Zeit so bleibt. Hast du nicht vielleicht Lust, heute mal ...?«

Jerry seufzte. »Okay, wo kriegen wir hier ein Frühstücksbier?«

Sie klopfen mit den Händen auf die Schenkel, damit die Hunde ihnen folgten, und gingen los.

Die Hunde folgten ihnen nicht.

TJ blieben stehen.

»Was ist mit denen?«, fragte Jerry.

»Weiß nicht. Sieht aus als wollten sie nicht.«

»Hierhier, fufü, hierher, los, kommt, Jungs, das versteht auch ihr. Außerdem kennt ihr uns.«

»Und ihr riecht auch nicht besser. Jetzt kommt schon.«

»Gehörans ihnen, diese Tiere?«, fragte eine fremde, schon im Ansatz nervige Stimme, die normalerweise Nachbarn gehört, die ihre Nase permanent über den Gartenzaun und in die Angelegenheiten anderer Leute stecken. Neben ihnen stand ein ebenfalls uniformierter, aber lange nicht so schmuckvoller Beamter wie die zwei Freds mit dem Eimer.

Er hatte etwas von den Rentnern, die sich freiwillig um Parkanlagen und Minigolfbahnen kümmerten. Leider war dieses Etwas nicht gutmütige Gelassenheit sondern ein Brustschild, das ihn als einen Angestellten der Stadt mit der Befugnis zum Ticketabreißen auswies. Ein Parkwächter.

»Weiß nicht.«, antwortete Diplomat Tom. »Wieso fragen sie?«

»Sie müssens doch wissähn obs ihnen gehörähn, diese Tiere. Aber ich rate ihnen, dass sie Ihnen besser nicht gehörän.«
»Gut, dann gehörähn sie uns nicht.«

»Jo wos jetzt?«

»Sagen Sie uns vielleicht mal wer sie sind?«

»I bins der Plotzwächter. Und Hunde san hier nicht erlaubt, verstehans? Und wenn ich des richtig sehe, hobähn die Fiecher auf den Rasen gekockt, des heißt, dass jemand a saftige Strafen bezoaln muss.«

»Jemand hat gekockt?«, fragte Jerry mit einem Grinsen.

»Mochens sich bitte nicht lustig über mi. I kann sähr unangenehm werden.«

»Hey Jerry, ist das mein Entzug oder redet das Männchen echt in Zeitlupe?«

»Na hörähns mol.«

»Beruhigen Sie sich. Sehen Sie, die Hunde gehen ja schon und sie gehen in eine andere Richtung als wir. In Zweierreihen ... Zufrieden?«

Das österreichische Nahkampfkomitee zog sich in der Tat geordnet zurück.

Als TJ und der Plotzwächter ihnen hinterher blickten, war es ihnen, als hebe der vorderste Köter, der die anderen anzuführen schien, eine Pfote wie zum Gruß, doch das kann natürlich auch ein Trugbild gewesen sein.

Als die Hunde den Platz verlassen hatten, wandte sich der Wachswerg wieder ihnen zu.

»Und was san sie beiden füa Gestalten? Hobens nichts geschaites zum Anziehan?«

»Ehrlich gesagt nein. Und um auf ihre Frage zu antworten, wir wollten gerade losgehen und was kaufen.«

»Genau, schauans, wir waren da so gerade in der Dusche neben dem Empfangssalon, da meint mein Freund Craig hier zu mir: ›Eh, krass Mann, wir haben ja die Kleider an‹. Sag ich also zu ihm: ›Ey Fuck Mann, krass Mann, lass uns mal lieber losgehen und fette neue Klamotten anziehen.‹

Aber wissen Sie, diese ganzen schwulen Kostümchen mit den Schärpen und so, ich hab die mal anprobiert aber die stehen mir nicht und da dachten wir ...«

»Sie worans in dem Kaiser sei Duschen? Und hoben in den ausgestellten Kleidern herumgewühlt. Sie, sie ...«, der kleine Mann lief schlagartig so rot an, dass seine blaue Uniform violett schimmerte.

TJ lachten und gingen davon.

Als sie hörten wie der Palastwächter die Wachen rief und dazu Worte wie Palasträuber, Polizei und Exekutieren verwendete, fingen sie an zu laufen, dann zu rennen.

Sie rannten blindlings durch die Straßen. Tom versuchte sich an den Weg vom Vortag zu erinnern, denn in den gewundenen Gassen der Altstadt hatten sie bessere Chancen den Wächtern zu entkommen, als auf den breiten Alleen, die den Palastkomplex auf drei Seiten umgaben.

Was sie nicht wussten, war, dass der Porkwächter den beiden grünen Jungs ein paar Sekunden nachgesehen hatte, bis sie verschwunden waren, ohne sich selbst zu rühren.

Die beiden Wachbeamten, die er gerufen hatte, kamen gemütlich zu ihm geschlendert. Einer von ihnen fragte: »He, Edi, was ist denn los?«

»Ach nichts«, sagte dieser, »da waren diese beiden Bur-schen die ihr vorhin mit dem Eimer geweckt habt. Wollten superschlau sein und mir erzählen sie hätten im Palast geduscht. Ich hab ihnen ein bisschen Angst eingejagt und jetzt rennen sie erstmal.«

Einer der anderen beiden schüttelte den Kopf.

»Touristen!«

»Aber echt.«

»Heute Abend bei mir? Rapid spielt gegen Red Bull.«

»Um acht?«

»Jo, so und jetzt geht's mal wieda on die Oarbeit, Sauburschen.«

TJ rannten bis sie nicht mehr konnten. Das war nicht sehr weit, aber doch weit genug, um sich sicher vor ihren vermeintlichen Verfolgern zu fühlen. Sie hatten die engen Gassen gefunden und waren im Gewühl der Touristen untergetaucht.

Erschöpft und schwer atmend saßen sie auf einem schmalen Rinnstein und lehnten sich gegen eine der Häuserwände.

»Langsam fühl ich mich wie Frodo und Samwais Gamgee im Herrn der Ringe.«, keuchte Jerry.

»Eher wie Frodo oder eher wie Sam?«

»Weiß nicht, egal.«

»Okay, Sam, irgendeine Idee was wir jetzt machen?«

»Ich glaub, ich hau dir einfach mal eine rein.«

»Hey, nicht den Ringträger schlagen.«

»Sag mir einen Grund wieso nicht.«

»Wenn du den Arm hebst, kommt dein Geruch zu mir rüber.«

Jerry gab auf. Wenn es ums Scheiße reden ging, war Tom immer überlegen. Der Kopf dieses Menschen produzierte mehr Scheiße am Tag als sein Darm in einer Woche. Aber bedauerlicherweise hatte er auch immer auf eine Art Recht. Sie rochen zum Steine erweichen. Die Nacht auf dem Rasen vor dem Palast hatte das ihrige dazu getan, dass sie auch so aussahen, wie sie rochen.

Sie waren seit fast vier Tagen pausenlos unterwegs, ständig betrunken, hungrig, durstig, übernächtigt und vor allem beinahe pleite.

Sie zählten wieder einmal ihre Barschaft und hatten nicht wirklich viel zu zählen.

Einzig der Gott des Wetters hatte mit ihnen ein einsehen, denn auch dieser Tag hatte, wie alle zuvor, mit lieblichem Sonnenschein begonnen und obwohl es noch relativ früh am Morgen war, war es bereits so mild, dass sie in ihren nassen T-Shirts nicht froren.

Da beide ihre Arme unten ließen, drang bald der köstliche Duft nach frisch gebackenen Croissants, Brötchen und Hefeteigwaren in ihre Nasen.

»Boah, jetzt ein Croissant, das wär geil«, schwärmte Tom.

»Weißt du, was ich mal wieder gern hätte? Eine neue Unterhose.«

»Ich hätte gerne überhaupt mal eine.«, sinnierte Tom.

Jerry stockte, also, er wurde zu einem Stock, so ein bisschen verstockt halt, wie Stöcke so sind.

»Wie, du hast keine Unterhose an?«

»Muss sie irgendwo verloren haben. Auf nem Klo in einer der Bars in Linz, glaube ich. Kleine Mädchen sind Andenkenjäger, weißt du ja.«

Wusste Jerry nicht. Und er wusste auch nicht, was er dazu noch sagen sollte. Er versuchte sich das nicht bildlich vorzustellen, aber es gelang ihm nicht. Auf einmal hatte er auch keine Lust mehr auf ein Croissant.

Tom war dagegen wie immer völlig schmerzfrei. Man könnte direkt vor seiner Nase ein Schwein schlachten, er würde nicht mit der Wimper zucken und im Anschluss lediglich fragen, wann es denn jetzt Bier gäbe.

Einen ähnlichen Gedankengang musste er jetzt haben, denn er fragte Jerry, ob er lieber Bier oder Croissant oder beides zum Frühstück wolle.

Jerry gab auf. »Beides.«

»Brillant«, sagte Tom und erhob sich.

Er wäre auch alleine gegangen, aber Jerry stand auf und folgte ihm. Tom wünschte sich oft, dass Jerry mal vorausging. Jerry war eigentlich viel vernünftiger als er und wahrscheinlich auch intelligenter, aber er ergriff nie die Initiative. Oder vielleicht ergriff er sie, aber Tom bemerkte das nicht, weil er ihn dann aus Gewohnheit runterbutterte. Das hatte sich im Lauf der Jahre so eingependelt. Manchmal hatte Tom das Gefühl, dass Jerry förmlich darum bettelte, von ihm eine reingewürgt zu bekommen. Für Tom war das Ganze eher eine Art Sport – wer gibt die geistreichste Antwort, wer hat die fieseren Gedanken?

Er spielte das Spiel mit beinahe jedem, den er kennen lernte, was wohl der Grund dafür war, dass er nicht wirklich viele Freunde hatte.

Manchmal bedauerte er das, wünschte sich, ein unkomplizierterer Charakter zu sein oder vielleicht sogar ein guter Mensch, jemand, um dessen Gesellschaft die Menschen sich rissen.

Auf der anderen Seite wäre er dann vor Langeweile gestorben. Das beständige austesten, reizen und die Gesprächsduelle waren Teil seines Wesens. Er brauchte Widerstand, er brauchte Rückmeldung, Aufmerksamkeit, er konnte sich nicht vorstellen, in einer ewigen Gleichförmigkeit zu leben, das wäre für ihn dem Tod gleichgekommen.

Jerry war einer der wenigen, die dieses Spiel über längere Zeit mitspielten. Tom wusste nicht, ob Jerry ihn bewunderte, und er glaubte, dass Jerry ihn eines Tages verlassen würde. Wenn er in romantischer Stimmung war, dann sah er sich als eine Art Meister und Jerry als seinen Schüler, einen Aspiranten auf innere Stärke und Reife. Eines Tages

würde es in seinem Kopf klick machen und er wäre stark und bereit, seinen eigenen Weg zu gehen.

An anderen Tagen hielt Tom sich für ziemlich eingebildet. Jerry ging seinen eigenen Weg. Er war alt genug, selbstbewusst und kein Nachplapperer, kein blöder Lemming, der jemand anderen anhimmelte und ihm immer nach dem Mund redete, kein Mitläufer, kein Schmeichler. An diesen Tagen dachte Tom, dass er dankbar sein musste, so einen Freund zu haben, dass vielleicht in Wirklichkeit er es war, der etwas von Jerry lernte, essentielle Dinge, wie Demut, Freundschaft, Zurückhaltung, aber dann wischte er alles in seinem Kopf weg und dachte: Scheiße, ich bin halt so. Er hatte sich daran gewöhnt mit sich zu leben. Manchmal nahm er Urlaub in Form von Alkohol, aber im Grunde fühlte er sich in seiner Gesellschaft wohl. Er betrachtete das als eine Art Basis, als Voraussetzung für ein erfülltes Leben. Daher kam auch seine Gelassenheit, seine schier unerschütterliche Ruhe angesichts der absurdesten Situationen. Er war zufrieden mit sich selbst, was konnte die Welt ihm da anhaben?

Sie betraten ein kleines Café. Als sie durch die Tür gingen, kamen in Jerry unguete Erinnerungen hoch und er fragte sich, ob dieser Tag genauso chaotisch enden würde wie der davor, wenn er in derselben Weise begann.

Aber seine Sorge war unbegründet. Der Innenraum war luftig, sonnendurchflutet und von Geschäftsleuten in geschärften schwarzen Anzügen besiedelt.

Jerry hatte sich nur etwas an der Theke holen und mit nach draußen nehmen wollen, aber Tom steuerte zielstrebig auf einen Tisch genau in der Mitte des Raumes zu und ließ sich mit einem lauten Seufzer in einen der Stühle plumpsen.

Jerry konnte nichts anderes machen, als im zu folgen.

Er setzte sich auf einen freien Stuhl neben Tom, der sich so tief in seinen sinken ließ, dass Jerry für einen Moment dachte, er wäre eingeschlafen.

Als die Bedienung kam, hatte sich zu Füßen der beiden schon jeweils eine kleine Pfütze gebildet, denn ihre Kleider tropften zwar nicht mehr beim laufen, waren jedoch immer noch feucht vom Weckruf am Morgen.

»Was wünschans, die Herrschaften?«, fragte das Mädchen mit dem Häubchen und blieb auffällig weit neben dem Tisch stehen.

Tom bestellte sich einen starken Kaffee und ein Körnerbrötchen mit Frischkäse, Jerry überlegte kurz, nahm dann einen Cappuccino und die Eier mit Würstchen.

Sie konnten sich so ein dickes Frühstück eigentlich nicht leisten, aber an dem schelmischen Funkeln in Toms Augen erkannte Jerry, dass dieser einen Plan hatte. Er selber war zwar der Meinung, dass negative Aufmerksamkeit, die dieser Plan unweigerlich mit sich bringen würde, das letzte war, was sie an diesem Morgen und nach dem Vorfall im Palastpark noch brauchen konnten, aber auf der anderen Seite wog ein richtiges Frühstück schwer, und genau genommen hatten sie nicht mehr viel zu verlieren.

»Tom«, sagte Jerry zwischen zwei Bissen, »egal was du vor hast, es wäre toll wenn wir dabei nicht wieder rennen müssten.«

Tom lächelte nur.

»Ich hab nichts vor«, sagte er breit grinsend.

Jerry verlangsamte wieder einmal in seinen Bewegungen. Tom hatte das so gesagt, dass es nicht wie Koketterie klang.

»Echt?«, fragte er.

»Echt.«, bestätigte Tom.

»Warum ... sitzen wir dann hier?«, begann Jerry zögerlich.

»Weil wir Hunger haben.«, sagte Tom.

»Warum haben wir den Hunger nicht einfach mit einem Brötchen gestillt, das wir mit auf die Straße genommen haben?«

»Weil das hier besser schmeckt als ein trockenes Brötchen.«

»Und ... du hast keinen Fluchtplan?«

»Nein, brauchen wir einen?«

»Nein, nein, wir können natürlich ordentlich bezahlen und uns danach mit deiner Cap, die du übrigens in der Donau verloren hast, an die Straße setzen und unsere Finanzen sanieren. Vielleicht kommt ja Mirjam vorbei und wirft einen Zettel mit ihrer Telefonnummer in das Säckel, dann schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Das heißt, dann müssen wir nur noch ein Telefon besorgen und so.«

»Wir können auch einfach in Frieden frühstücken, danach bezahlen und aufhören hier rumzumeckern.«

»Nein, können wir nicht, weil wir nach dem Frühstück pleite sind und jemand mal wieder nicht weiter als bis zu seinem Bauchnabel gedacht hat!«, zischte Jerry.

Tom sah auf und Jerry an.

»Wir sind nicht pleite.«, sagte er.

Jerry hielt inne. »Erklär mir das genau.«

Statt etwas zu sagen, zauberte Tom einen fünfzig Euro Schein hervor und legte ihn vor seinem Teller auf den Tisch.

Jerry brauchte eine ganze Weile ehe er wieder etwas sagte.

»Und wo hast du den versteckt gehalten? In der Arschritze?«

»Nö, der lag hier unterm Tisch.« Tom kaute völlig unbekümmert weiter an seinem Brötchen, als sei diese Information das selbstverständlichste der Welt.

Jerry lehnte sich zurück und entließ etwas wie eine Mischung aus einem Seufzer und Gekicher.

»Und du hast das gewusst?«

»Ich hab's von der Tür aus gesehen und gedacht, dass es unhöflich wäre, so ein Geschenk vom Schicksal abzulehnen. Also entspann dich und genieß dein Frühstück. Und vor allem hör auf, mir auf die Nerven zu gehen, ich muss nachdenken.«

Jerry wusste nicht, welche Gedanken Tom in seinem Kopf wälzte, aber er tat wie geheißen.

Als sie mit dem Essen fertig waren, kam umgehend die Bedienung und fragte sie in einem Ton, der keinen Zweifel zuließ, dass sie die beiden loswerden wollte, ob die Herrschaften noch was wünschten. »Ein Handtuch vielleicht?«, setzte sie sarkastisch hinzu.

»Oh, das wär toll«, strahlte Tom sie an, »wir sind nämlich ziemlich nass, wissen Sie. Ein Handtuch wäre echt super und vielleicht einen Fön oder so was.«

Die Bedienung ging kopfschüttelnd und Tom grinste dreckig zu Jerry.

»Komm, wir gehen«, sagte er.

»Aber wir haben doch noch gar nicht gezahlt.«, antwortete Jerry zögernd.

»Brauchen wir nicht. Let's go.«

Tom schob seinen Stuhl mit einem krachenden Laut und einem anschließenden nervenaufreibenden Quietschen zurück und begann dann, gemächlich Richtung Ausgang zu trotten.

Jerry folgte ihm und spürte dabei die Blicke der Bedienung in seinem Rücken.

Er erwartete jeden Moment eine Aufforderung, stehen zu bleiben oder eine Androhung, die Polizei zu rufen, aber zu seiner Überraschung passierte nichts dergleichen.

Sie erreichten die Tür, zogen sie auf und standen im Freien.

»Ah, das war toll«, sagte Tom und streckte sich genüsslich, »hier gehen wir öfter hin!«

»Was genau war das eben?«, wollte Jerry wissen.

»Ach, ich glaube, die waren einfach froh uns los zu sein. Ich hab den Ekel in ihren Augen gesehen und dachte, wenn sie uns zurück halten will, hebe ich einfach den Arm – oder ein Bein, wäre wahrscheinlich noch wirkungsvoller gewesen.«

Er blickte zu Jerry, der offensichtlich mit seinem Gewissen kämpfte.

»Na komm schon, die waren super unhöflich und manchmal muss man sich einfach ein bisschen was rausnehmen. Frechheit siegt. Die machen da drin gerade eine Flasche Schampus auf, weil wir weg sind, einen größeren Gefallen hätten wir denen gar nicht tun können.

Wenn du sie ärgern willst, dann geh rein, sag: Oh, wir haben ja vergessen zu zahlen! und bestell noch was, das so richtig lange dauert, dann kannst du menschliches Leid sehen.«

Jerry zögerte immer noch.

»Komm, wir gehen.«

»Wohin jetzt?«

»Wir suchen ein Schwimmbad. Ich muss dringend mal duschen.«

In dem TJ endlich duschen und in die Kelly Family adoptiert werden. Außer- dem der Angriff der Todeswelle.

Sie ließen sich treiben.

Die Sonne glitzerte über das Wasser und tauchte ihre Körper in ein goldenes und die der um sie herum wabern- den Senioren in ein kalkweißes Licht.

Ab und zu glitt ein Hautlappen der bebadekappten Rie- senamöben zu ihnen herüber und streichelte sie sanft am Arm oder am Bein, aber das störte sie nicht.

Seit langem fühlten sie so etwas wie echte Entspannung und vor allem: sie waren endlich wieder sauber.

Eine zeitlang waren Sie durch die Straßen geschlen- dert und hatten wahllos Passanten nach dem nächsten Schwimmbad gefragt. Tom hatte dabei laut eine Liste angelegt und die Bäder nach Erreichbarkeit, Nähe und Preislage eingeteilt und sich schließlich für eines der klas- sischen Volksbäder entschieden; ein bisschen angeranzt, ein bisschen NSDAP Charme, aber preisgünstig und schmerzfrei.

Hier konnten sie noch richtige Seifenstücke an der Kas- se erwerben und in den großen Waschbecken mit den lang geschwungenen, gebogenen Wasserhähnen ihre Kleider schrubbten und von Blut, Kotze, Hundehaaren und Essens- resten befreien.

Jeder von ihnen stellte sich eine halbe Stunde unter eine der heißen Duschen, und als sie aus den Kabinen heraus ka- men, fühlten sie sich, wie das normale Klientel um diese Uhr- zeit, Senioren aller Reifestufen, aussah – überdimensional.

Sie hatten ihre Kleider auf die Büsche in die Sonne zum Trocknen gelegt und sich in eines der beheizten Becken begeben, um sich einfach treiben zu lassen.

Einfach treiben lassen ... genau genommen taten sie nichts anderes, dachte Jerry für sich. Ihr ganzes Leben bestand aus treiben lassen. Die Berge rufen? Fahren wir nach Österreich, werden wir Skilehrer! Die Freiheit ruft? Ab nach Salzburg in die Kneipen und Cafés! Die Liebe ruft? Let's go to Mirjam!

Er hatte versucht Tom zu überreden, mit dem gefundenen Geld neue Klamotten zu kaufen, aber Tom hatte ihn nur angesehen wie der Klassenlehrer einen Erstklässler, ihm den Arm um die Schulter gelegt und ganz ruhig gesagt: »Überleg doch mal: Wenn wir das Geld jetzt für Klamotten ausgeben, haben wir auf keinen Fall mehr genug übrig um uns Tickets für die Veranstaltung heute zu leisten. Wenn wir draußen stehen, werden wir sie vermutlich nicht einmal sehen, und an professionellen Securities komme auch ich nicht vorbei.

Also lass uns lieber alles ordentlich sauber machen und so richtig schön zerfetzt da reingehen, dann haben wir außerdem den Vorteil, dass wir direkt auffallen. Wenn uns jemand fragt, sagen wir, das hätten wir letzte Woche in Paris gekauft, das sei dort der letzte Schrei, und selbst wenn das keiner glaubt – wen meinst du wird ein Moderator von der Bühne aus eher wahrnehmen: Einen von Zehntausend uniformierten Pinguinen oder jemanden wie uns?

Hm? Der Rest ist Improvisation.«

»Du bist genial«, flüsterte Jerry.

»Schön dass du das auch mal merkst.«, hatte Tom gesagt. »Auf jetzt!«

Sie hatten dann doch noch etwas mehr Geld als geplant ausgeben müssen, denn sie hatten natürlich keine Badehosen und Toms Vorschlag an der Kasse, einfach die ebenfalls obligatorischen Badekappen zweckzuentfremden, stieß bei der diensthabenden Dame auf wenig Verständnis.

Als sie sich im Spiegel in den Umkleiden in den sehr knapp geschnittenen Badehöschen sahen, konnten sie nicht anders, als sich über sich selbst lustig zu machen.

Käseweiß nach der langen Wintersaison, die durch das Skifahren muskulösen Oberschenkel, die in dem winzigen blauen Dreieck endeten und ihre bärtigen Gesichter – sie sahen aus wie Reinhold Messner, der in eine Gletscherspalte gefallen war nach dem Auftauen. Oder wie ein haarloser Yeti auf Koks. Wenn Mirjam sich nicht in so viel geballte Männlichkeit verliebte, dann war die Welt hoffnungslos am Ende.

Sie verbrachten den Rest des Vormittages im Freibad, gönnten sich jeder eine große Portion Pommes und eine Spezi an der Bude, und dösten dann tief in den Nachmittag hinein unter schattigen Bäumen, bis ihre Wäsche getrocknet war.

Als sie sich in den Umkleidekabinen anzogen, war es, als legten sie ihre Uniformen für einen Spezialauftrag an, und in gewisser Weise war es auch so: Mission Mirjam wartete.

»Scheiße!« Tom fand wie immer die passenden Worte.

Das Frühlingsfestival in Wien war jedes Jahr der Auftakt zu einer langen Konzertsaison, die in dieser Stadt im Grunde nie endete.

Das mehrtägige Konzertspektakel im Mai bildete einen marginalen Orientierungspunkt, wann eine Saison endete und eine neue begann. Zu den Auftaktveranstaltungen erschien Prominenz aus der ganzen Welt, angeführt von den Medienkaisern der Republik Österreich und der des

Nachbarlandes und gefolgt von Sternchen und Stars aus Sport, Musik und Wirtschaft, war es ein Rudel an Prominenz, das sich in den milden Maiwochen in Wien versammelte, um zu sehen und gesehen zu werden.

Die gesamte Tragweite hatten Tom und Jerry natürlich nicht bedacht. Wie üblich war ihren geistigen Kompetenzen auf halber Strecke die Luft ausgegangen. Jerry hatte mit seiner Vermutung, eine Veranstaltung mit einer für eine Frau des Schlages Mirjam Weichselbraun ausreichenden Größe vorzufinden, richtig gelegen, aber kein bisschen die Konsequenzen bedacht, die dies mit sich zog.

»Sind das die Preise für ein Konzertticket oder für eine Nacht mit der Sängerin von den Black Eyed Peas?«, fragte Tom sich laut, als sie nach langem Suchen endlich an dem als Kartenhäuschen hergerichteten Container neben der gewaltigen Open Air Anlage standen.

Für das Festival hatte man die gesamte Donauinsel eingezäunt und bebaut.

Der Hauptarm des größten Flusses Europas umfloss an dieser Stelle ein lang gezogenes Stück Land, das lange etwas stiefmütterlich von der Stadt vernachlässigt worden war, bevor man in den letzten zwei Jahrzehnten begonnen hatte, die Insel als Freizeitzentrum zu etablieren.

An den festivalfreien Tagen im Jahr und wenn die Eisschollen auf dem Fluss weiter nach Süden gedriftet waren, erfreuten sich die Asphaltanlagen eifriger Benutzung durch Skater, Blader und Radfahrer, Familien und Arbeitstätige nutzten die grüne Oase, um der dichten Atmosphäre der Millionenstadt zu entkommen. und Studenten und Schüler trafen sich in den Freistunden dort, um sich einfach ins Gras zu legen, über die Weltherrschaft zu diskutieren und zu kiffen.

Durch seine längliche Form erwies sie sich als ideale Konzertinsel, die muschelförmige Bühne wurde an das westliche Ende gesetzt und der trichterförmige Landverlauf wirkte wie ein natürliches Amphitheater auf ebener Erde.

Umgeben von den reißenden Fluten auf beiden Seiten, vor dem Nachthimmel mit den tausenden Lichtern der Stadt, boten die Maifestspiele ein außergewöhnliches Open-Air Erlebnis für Musikliebhaber aus allen Genres.

Klassik wechselte mit Populärmusik, und in den späteren, um diese Jahreszeit noch kühlen, Abendstunden heizten Rockbands ihren zumeist jungen Fans ein.

Nördlich der Bühne lagen, abgezweigt von diesem Teil des Seitenarmes, der gewaltige Stausee und das Trinkwasserreservoir Wiens.

Aus der Luft betrachtet wirkte die Anlage wie ein überdimensionaler Wasserpark und die daneben gelegenen Bürogebäude mit ihren Firmenschildern wie ein buntes Vergnügungsviertel.

Wien war eine Stadt der Superlative. Genauso vom Angebot her wie vom Preis.

Das kugelsichere Schutzglas ließ die Kassiererin Toms Äußerung mit einem gelassenen Schulterzucken kommentieren. Sie verstand nicht, wie man sich nicht im Vorfeld um Karten und deren Preise kümmern konnte, wieso immer wieder Idioten an ihrer Scheibe auftauchten, die sich über die Höhe der Eintrittspreise beschwerten oder darüber, dass es bereits seit Wochen keine Karten mehr für den Eröffnungsabend gab.

Zugegeben, die meisten kamen aus der Kategorie gelecktes Bankerpack und trugen den Stempel »Weicheilicher Wichtigtuer« schon auf der Stirn, aber selbst die beiden seltsam weiß leuchtenden abgerissenen Gestalten die im-

mer noch fluchend vor ihrem Sprechloch standen, jagten ihr keine Angst ein, denn die Security war nur einen Knopfdruck entfernt, und von deren durchtrainierten Körpern und gewaltigen Prügeln hatte sie sich schon die eine oder andere Nacht selbst überzeugen können.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Jerry. Tom antwortete nicht, aber Jerry konnte sehen, wie es in seinem Kopf ratterte. Sie waren so weit gekommen, so nah dran an Mirjam, hatten sich mit machthungrigen Wellen, sprechenden Hunden und Österreichern herumschlagen müssen, es konnte nicht sein, dass ihnen so kurz vor dem Ziel der Weg verwehrt wurde.

»Tu was, denk gefälligst schneller.«, zischte er Tom zu, »Du bist doch der Spezialist für ausweglose Situationen.«

»Ich denke nicht.«, gab Tom zur Antwort, und als er Jerrys fragenden Blick sah: »Ich bete. Das mache ich übrigens immer, wenn ich so aussehe als würde ich denken. Konstruktionsfehler vermute ich.«

Jerry wollte nachfragen, wen Tom da so anfunkte, als sie hinter sich auf einmal eine laute Stimme hörten, die: »Da sind noch zwei!« rief und sie zu meinen schien.

Sie drehten sich um und blickten in das weißgraue Gesicht eines Mannes mit einer Plakette an seinem Anzug, die ihn als Mitglied der Veranstalterteams auswies, sowie in ein mit der beruflich geforderten Teilnahmslosigkeit überzogenes, das einem Security gehörte.

»Meine Herren, würden Sie bitte kommen, die Zeit wird langsam knapp.«, sagte der weißgraue Herr zu Tom und Jerry und lud sie mit einer Handbewegung ein, in den VIP-Eingang neben den Gitterabsperungen einzutreten.

Sie zuckten mit den Schultern und folgten dem ausgestreckten Arm.

Sie passierten ein weißes Festzelt und danach einen langen Steg, der durch Gitter gesichert war und am Publikum vorbei führte.

Die Leute drehten sich zu ihnen um und warfen sich an den Zaun, um ihnen näher zu sein.

»Seht mal, da sind sie!«, schrie die Menge. Sie forderte Berührungen, Umarmungen, Autogramme und Kinder von Tom und Jerry, die beide nicht so recht wussten, was genau gerade passierte, aber nicht im Traum auf die Idee gekommen wären, irgendetwas zu sagen.

Sie durchschritten mehrere Kontrollposten, aber der Weißgraue winkte sie jedes Mal durch und nickte den Wachleuten zu, die ihnen anstandslos die Tore öffneten.

Dann standen sie erneut in einem weißen Festzelt, direkt hinter der Bühne. Und da standen sie alle. Die komplette Prominenz, die Künstler des Abends, die Moderatoren, die Speichellecker, die Fernsehleute und die Speichellecker. Von denen gab es besonders viele, deswegen stehen die hier doppelt.

»Paul, ich hab noch zwei gefunden, müssen sich irgendwie nach draußen verirrt haben.«, rief ihr Führer einem anderen weißgrauen Mann zu, der vor Ort für die Organisation zuständig zu sein schien.

»Ah, Mr. Kelly, Mr. Kelly, gerade noch rechtzeitig, sie müssen direkt hoch, sind sie fertig?«

»Äh, klar«, antwortete Tom für beide und verfiel wieder in seinen amerikanischen Akzent.

Der Mann schob sie die Rampe zur Bühne hoch.

»Kannst du Mirjam irgendwo sehen, Mr. Kelly?«, zischte Jerry Tom zu, der sich ebenfalls den Hals verrenkte, um halbwegs Orientierung zu bekommen.

»Nein, sie ist bestimmt ...«, er brach ab.

Er hatte »draußen« sagen und damit die Bühne meinen wollen. Die muschelförmige Hauptbühne des Abends, die Ansammlung Bretter auf die die Augen von zwanzigtausend zahlenden und geladenen Gästen, sowie die mehrerer Fernsehkameras gerichtet waren. Die Bretter, die die Welt bedeuteten. Die Bretter, auf denen sie jetzt standen und in ein funkelnendes Rund aus unzähligen Blitzlichtern und Scheinwerfern blickten, die allesamt zurück blickten.

»... und hier für uns noch einmal aus dem Ruhestand zurückgekehrt, Meine Damen und Herren, begrüßen Sie mit mir: Die Kelly Family.«

Vor neben und um TJ herum wankten zum Teil langhaarige dicke und dünne Gestalten in Klamotten, die so alternativ aussahen, dass sie schon wieder genauso zerrissen wirkten wie die von unseren beiden Helden, und dann setzte ein vielstimmiges, katzenartiges Gejammer ein und eine grelle Lichtexplosion blendete alles in ein gleißendes weiß.

Als TJ wieder in der Lage waren, etwas zu sehen, wurde ihnen die Tragweite ihres Aussehens bewusst – man hatte sie für Mitglieder einer nomadisierenden irisch-spanischen Großfamilie gehalten, die sich ihren Lebensunterhalt mit Straßenmusik verdiente, ehe jemand aus Versehen handgemachte Aufnahmen von ihnen auf MTV ausstrahlte, weil das unter dem ganzen anderen Rotz, den der Sender brachte, nicht sonderlich auffiel.

Betört vom ursprünglichen Charme der haarigen Sippe waren diese wie eine Bombe bei den Fans eingeschlagen und innerhalb kürzester Zeit Millionäre und musikalisch noch schlechter geworden als vorher schon.

Und heute Abend waren sie unversehens um zwei Mitglieder gewachsen.

Tom konnte es den Verantwortlichen nicht verdenken, die Sippschaftsangehörigen waren so zahlreich und verwaht, dass er sie selbst nicht auseinanderhalten konnte, wenn er sich nicht gerade auf die jeweiligen Instrumente konzentrierte, die sie hielten.

In diesem Moment wurde ihm auch bewusst, warum sich schon ein oder zwei der verlausten Zigeuner misstrauisch zu ihnen umgedreht hatten.

»Jerry«, flüsterte Tom drängend, »schnapp dir irgendein Instrument und tu so als würdest du spielen.«

»Aber ich kann bloß ein bisschen Mundharmonika.«, flüsterte dieser zurück.

»Scheißegal, tu es einfach.«

Unauffällig schunkelten sie sich zum Instrumentenrack in der Mitte der Bühne und krallten sich jeder das erste, das ihnen in die Finger kam.

Jerry mühte sich mit einem unförmigen Blasinstrument ab und versuchte gerade herauszufinden, wie herum man das hielt, als er Tom mit einer Triangel in der Hand sah.

Tom sah ihn mit einem »Na und?« Blick an und dinge zaghaft und probeweise vor sich hin in dem Versuch, den Takt des Songs zu treffen. Jerry verdrehte die Augen. Zum Glück war diese Familie so zahlreich, er war sicher, sie fielen zwischen den Originalexemplaren gar nicht auf.

Als der erste Song zu Ende war, verbeugten sie sich mit dem Kollektiv und versuchten, unauffällig die Bühne zu räumen, aber auf jeder Seite am Ausgang stand einer der Weißgrauen und lächelte sie aufmunternd an.

»Das müssen wir jetzt durchziehen.«, raunte Tom Jerry zu, als die Band mit dem zweiten Song eingesetzt hatte.

»Hast du Mirjam irgendwo gesehen?«, raunte Jerry zurück.

»Nein, ich bin sicher, wir sehen sie in der Pause. Wenn bis dahin nichts Grundlegendes schief geht.«

Es sah gut aus. Sie überstanden den zweiten Song und fühlten sich während der dritten Nummer so sicher in ihrer Rolle, dass sie begannen, ihre Plätze hinter allen Anderen langsam zu verlassen und sich weiter an den vorderen Bühnenrand zu wagen. Mittlerweile hatten sie sogar Spaß.

Tom durchschaute schnell die auch nicht wirklich anspruchsvollen Liedschemata, tippte seine Triangel in dramaturgisch lohnenswerten Momenten extra laut und suchte sich dann eines der Mädchen aus dem Zuschauergraben direkt vor ihm, dem er besonders tief in die Augen sah.

Jerry machte dazu dicke Backen und fummelte an den Tasten seines Instruments herum und suchte mittlerweile auch die Zuschauermenge fieberhaft nach einem Zeichen von Mirjam ab.

Es geschah während der vierten Nummer. Der kleine dicke Junge mit den weizenblonden Haaren und den Inzestspuren im Gesicht beendete seinen Gesangspart und begab sich, während eine seiner Schwestern übernahm, zum Instrumentenrack.

Er fand nicht, wonach er suchte. Er drehte sich um und sah es in Jerrys Händen. Er sah Jerry und fand sein Bild nicht in seiner Erinnerung. Er ging zu Jerry und nahm ihm das Instrument aus der Hand. Jerry gab es nicht her. Er klammerte es an sich, als sei es das letzte Kleidungsstück, das ihn vor totaler Nacktheit schützte.

Der kleine dicke blonde Junge riss fester. Jerry trat ihm in die Eier. Der Mops sackte zusammen. Augenblicklich verstummte die Musik und ein Scheinwerfer fixierte alleine Jerrys Gesicht.

Es war totenstill. Jerrys Augen blickten gehetzt umher. Er setzte das Mundstück an und versuchte, eine fröhliche Melo-

die zu spielen. Heraus kam ein »Pfffrrrrkk.« Er ließ sich nicht entmutigen und fabrizierte ein weiteres »Bruäääärrrrkkk« und einen Furz.

Die Mitglieder der Family sahen sich an. Eine stumme Besprechung spiegelte sich in ihren Gesichtern. Der kleine Junge hatte inzwischen wieder Luft und richtete sich langsam auf. Er wirkte, als wolle er gleich einen Angriffsbefehl loslassen und Jerry nahm innerlich Anlauf, um ihm ein zweites Mal in die Eier zu treten. Vielleicht konnten sie es als Slapstickeinlage verkaufen.

Er wollte gerade ausholen, als er sah, wie das Gesicht des weißblonden Moppels schlagartig noch weißer wurde.

Er hatte den Mund geöffnet, aber kein Ton kam heraus, stattdessen wirkten seine Augen, als versuchten sie, sich aus der Höhle zu zwängen und abzuhauen.

Ein, zwei der anderen käsigen Gesichter schauten in dieselbe Richtung wie ihr kleiner Bruder und erstarrten ebenfalls in marmorweißer Trance.

Ein Raunen ging durch die Menge. Der Scheinwerfer und der Fokus der Aufmerksamkeit verschwanden von Jerrys Gesicht und er fühlte, wie ihm die Knie weich wurden.

Erleichtert drehte er sich zu Tom um, nur um ihn ebenfalls in einer weißen Starre vorzufinden.

Sein Blick folgte dem seines Freundes und als er sah, was sich an dessen Ende abspielte, gefror ihm das Blut in den Adern.

Wo der Stausee gewesen war, türmte sich eine gewaltige Wand auf. Hunderte von Millionen Kubiktonnen Wasser hatten sich zu einer unvorstellbar großen Masse zusammengezogen – eine Riesenwelle. Jerry erstarrte ebenfalls, als er sich der grotesk hohen Mauer aus Wasser gegenüber sah. Er traute seinen Augen nicht.

Um ihn herum begannen die Menschen erst den Atem anzuhalten, dann brach ohrenbetäubendes Geschrei aus und plötzlich regierte die Panik. Stühle fielen um, Menschen hinterher, schwere Körper trampelten über leichtere, Frauen schrien, Männer brüllten, die zum Ausgang hetzende Masse hinterließ einen von leblosen menschlichen Hüllen gepflasterten Innenhof.

Es war schon dunkel, dennoch spürte er den Schatten, den die Welle auf die Insel warf.

Wenn sie brach, würde sie alles vor sich, die Bühne, die Zuschauer, das Kassenhäuschen, die Kelly Family und Mirjam, Mirjam! unter sich begraben. Es gab keinen Ausweg. Noch war die Welle einen guten Kilometer entfernt, aber sie wurde rasend schnell größer, drohender und kam mit jeder Sekunde atemberaubend schnell näher.

Jerry starrte und fragte sich, was Tom so sagte, wenn er betete.

Auf einmal spürte er, wie jemand ihn am Arm packte. Die Hand gehörte Tom, sein schreckverzerrtes Gesicht war genauso weiß wie Jerrys, aber in seinen Augen lag auf einmal ein anderer Ausdruck als der puren Grauens.

Seine Stimme klang erstaunlich fest.

»Sieh, da ist Ludo!«

»Und Brönk!« Jerry sah sie auch. Ludos kleine Nussschale klebte am Rand des riesigen Beckens, in dem einst der Stausee hauste, der sich gerade in Größenwahn zu einem todbringenden Hammer aus Wasser auftürmte. An Deck lagen sichtlich entkräftet Ludo, Brönk, Colonel Arschloch, Pinschi, die Dogge und ihr Fahrer aus dem Mannschaftswagen.

Sollte das letzte, was sie in diesem Leben sahen, wirklich die Hinrichtung ihrer Freunde sein?, dachte Jerry. Warum konnten sie nicht einfach vorher sterben, damit ihnen dieser

Anblick und das Leiden der anderen erspart blieben? Kamen Hunde in den Himmel, wenn sie sprechen konnten? Jerry hätte die Frage gerne einem Geistlichen gestellt, aber der geistlichste Mensch um ihn herum war Tom, und Tom, mit Verlaub, nein, das war nicht die richtige Anlaufstation.

Wer sagt eigentlich dass wir in den Himmel kommen?, dachte Jerry jetzt, gefolgt von einer gewissen Faszination, noch soviel Zeit zu haben, sich selbige mit abstrusen Fragestellungen vertreiben zu können.

Auf einmal mischte sich ein neues Geräusch in die Schreie der fliehenden Menge.

Es klang wie ..., Jerry drehte sich zum Tor um, ... wie bellen! Die Hunde! Dort kamen sie und strömten durch den Eingang. Das österreichische Nahkampf Komitee, die Kavallerie war da! Und es waren nicht nur die zehn abgerissenen Hunde aus dem Mannschaftswagen, mit denen sie nach Wien gekommen waren.

Es waren Hunderte, vielleicht sogar noch mehr. Deswegen hatten die Hunde sie am Morgen verlassen, sie hatten alle Kräfte zusammengetrommelt, die sie finden konnten.

Jerry spürte einen Stich der Freude in der Brust, als er die gemischtbraune Masse sah, die sich durch die ungeordnete Menschenmenge ihren Weg bahnte.

Sein Glücksgefühl erlebte jedoch einen starken Dämpfer, als er sich die Frage stellte, was die Hunde gegen die Welle ausrichten sollten. So viel Pisse würden nicht mal alle Hunde Österreichs produzieren, um diese Menge an Wasser aufzuhalten.

Aber die Köter hetzten unbeirrt durch Jerrys Gedanken an der Bühne vorbei bis zum äußersten Zipfel der Insel, und dann fiel Jerry auf einmal wieder ein, was Brönk gesagt hatte:

»Meistens Bellen wir sie aber an, bis sie wieder abhaut.«

Das Gebell aus den vielleicht tausend Hundekehlen schwoll zu einer ohrenbetäubenden Klangmauer an, fast schien es, als wollten sie Klangwelle gegen Wasserwelle ins Feld schicken und – Jerry glaubte es erst nicht – es funktionierte.

Die Welle stoppte. Sie sah aus, als hätte man ihr einen großen Holzstab in den Arsch und sie dann ins Kühlregal gesteckt, um Eis am Stiel aus ihr zu machen. Sie gefror einfach.

»Weiter so, Jungs!«, schrie Jerry.

Auf dem kleinen Boot konnte er erkennen, dass auch die drei Hunde sich mit letzten Kräften erhoben hatten und ebenfalls die Welle, viel dichter vor ihnen als vor ihren Kollegen auf der Insel, anbellten.

Diese tapferen Hunde! Jerry hätte weinen können vor Freude.

»Es klappt, Haha, sieh nur, es klappt«, rief er Tom zu.

Tom ließ sich seltsamerweise nicht von seiner Freude anstecken, im Gegenteil, er guckte ziemlich düster.

Er murmelte etwas.

»Was?«, fragte Jerry.

»Mal sehen, wie lange.«, antwortete Tom und zeigte auf etwas hinter der Welle.

Dann sah Jerry es auch. Schlagartig wich alles Leben aus seiner Freude.

Die Welle war zwar gestoppt, aber sie ging nicht zurück. Wenn er sie sich jetzt ansah, meinte er zu erkennen, dass ein leises Zittern durch sie ging, so, als warte sie nur darauf, dass die Hunde nicht mehr konnten, um sich dann erneut in Bewegung zu setzen.

Aber das war es nicht, was Tom ihm gezeigt hatte, nein, Tom hatte wie immer einen drauf gesetzt. Hinter der Wel-

le sammelte sich eine zweite große Masse. Das komplette restliche Wasser aus dem Stausee, verstärkt von dem frisch nachströmenden Seitenarm des Flusses formierte sich, nicht zu einer zweiten Welle, aber zu einer gewaltigen Rückwand. Sie wuchs an der Welle empor, und jetzt sah man auch den Hunden die Erkenntnis an, dass ihre Kräfte hier vielleicht unterliegen würden.

Die Hauptwelle stand zwar, aber sie wuchs. In Zeitlu-pentempo und dennoch unaufhaltsam wurde sie höher, breiter und massiger.

Wie zur Antwort legten die Hundesoldaten all ihre Kraft in ihr Bellen, sie wurden noch lauter, noch aggressiver, aber mit einem Mal haftete dem Klang etwas Verzweifertes an. Wie lange würden sie noch durchhalten können?

Neben Jerry packte sich Tom eines der Mikros von den Mikrofonständern und fing an, mitzubellen. Jerry wollte das gerade mit: »Ich dachte du kannst nicht bellen?« kommentieren und fragte sich, ob das jemand später einmal als seine last words verewigen würde, da durchzuckte ihn der Einfall des Jahrhunderts.

»Tom!«, rief er, »Lass den Scheiß und hilf mir, wir müssen alle Mikros zu den Hunden bringen.«

»Wuff, äh, was?«

»Mach schon!«

Jerry fegte über die Bühne und riss alle Mikrofone an sich, die er kriegen konnte. Tom war noch nicht ganz klar, worauf er hinaus wollte, aber Jerrys Blick ließ keinen Zweifel zu.

Hastig riss er den letzten noch verbliebenen Mitgliedern der blassen Familie die Mikros aus den Händen und rannte hinter Jerry die Rampe runter.

»Hoffentlich sind sie noch an, bitte lieber Gott, wenn du existierst und Tom dich nicht mit irgendwelchen Schwach-

sinnsgeliebt vergrault hat, mach dass die Mikros noch an sind, bitte, bitte, bitte!«

Sie erreichten das Hunderudel. Vom Boden aus gesehen sah die vor ihnen aufragende Todeswelle noch gigantischer und furchteinflößender aus als von der Bühne. Jerry begann, die Mikros in die Masse aus braunen Körpern zu werfen. Die Hunde zuckten zurück, manche wurden getroffen, andere vermuteten, dass sie getroffen werden sollten.

Wütend bellte ein großer Labrador TJ an und zuckte auf einmal zusammen, als er seine Stimme hundertfach verstärkt aus dem Boxentürmen an der Bühne hörte.

Für einen Moment herrschte etwas ähnliches wie Stille.

Jerry schrie: »Macht weiter, bellt weiter!«, kickte einen Boxer neben sich in die Seite und hielt ihm ein Mikro direkt vor die Schnauze, als dieser ihn wütend anknurrte.

Tom verstand Jerrys Plan eine Sekunde vor den Hunden – immerhin.

Auch er begann, seine Mikros in die Menge zu werfen, und wo immer eines landete, scharten sich die Kläffer so dicht es ging darum und holten das letzte aus ihren Stimmbändern.

Jerry traute sich fast nicht hinzusehen. Ganz langsam drehte er den Kopf und blickte in Richtung der Welle – und brach in ein Triumphgeheul aus.

Die Welle zitterte, jetzt deutlich und anders als zuvor.

Und dann ging sie zurück. Quälend langsam erst, aber dennoch sichtbar. Die Hunde verdoppelten ihre Anstrengungen noch mal, und der Riesenzahn aus Wasser begann dahin zu schmelzen.

Tom rannte an Jerry vorbei.

»Wo willst du hin?«, rief er ihm nach.

»Noch ein bisschen was drauf legen!«, rief dieser im laufen zurück.

Jerry sah ihm nach, wie er irgendwelchen Spuren auf dem Boden folgte und dann eines der Gerüste im hinteren Teil des Zuschauerbereichs hochkletterte.

Dort verschwand er hinter einem großen Tisch und auf einmal wurde das verstärkte Gebell noch einmal deutlich lauter.

In das Gekläffe mischten sich nun auch die ersten Winseler und Gejaule und hinter all dem hörte Jerry ein Geräusch, das ihm in diesem Moment wie der schönste Klang der Welt vorkam: das Geräusch von ziemlich viel abfließendem Wasser.

In dem TJ als Agenten honoriert werden.

11

TJ saßen auf den harten Stühlen im Gang vor dem Büro des Wiener Polizeihauptkommissars. Tom kraulte Brönk, der neben ihm hockte. Von hinter der Glastür drangen die Stimmen des Colonels und des Kommissars in den Vorraum.

TJ konnten nicht verstehen, was geredet wurde, und eigentlich interessierte es sie auch nicht übermäßig.

Es war mittlerweile vier Uhr morgens. Als die Welle abgeebbt war, war Tom zu Jerry gekommen, hatte sich die Hände gerieben und »Nette Verstärkeranlage« gesagt.

Dadurch, dass er die Regler auf dem Tonmischpult im Front of House bis zum Anschlag hochgeschoben hatte, hatte er der Killerwelle den endgültigen Todesstoß versetzt.

Als alles schon vorbei war, war auf einmal auch die Polizei erschienen und hatte auf einem Areal, auf dem sich mehrere Tausend gut gelaunte Festivalbesucher hätten tummeln sollen, nur ein Rudel Hunde und zwei abgerissene Gestalten mit ungepflegten Gesichtern vorgefunden, von denen eine immer noch hinter dem Mischpult im Gerüsturm stand und wild zu verschiedenen Remixes tanzte, die sie selber einlegte und in atemberaubender Lautstärke über das Festivalgelände dröhnen ließ.

Als der Beamte in charge wissen wollte, was passiert war, hatte Tom versucht ihm die Information für ein Bier und etwas zu essen zu verkaufen und sich kurz darauf in einem Streifenwagen wiedergefunden. Jerry, der wohl

einfach umgänglicher wirkte, hatte die Beamten immerhin noch auf das kleine Boot, das am Rand eines jetzt wieder spiegelglatten Stausees trieb, aufmerksam machen können, bevor auch er in das Polizeiauto verfrachtet wurde. Beiden war klar, dass die Gespräche und Aufklärungsarbeiten Tage, vielleicht sogar Wochen dauern würden.

Tom sah zu Jerry hinüber, der zwei Plätze weiter saß und immer wieder kurz einnickte. Auf dem Stuhl zwischen ihnen saß der kleine Sackpinscher, unter dem Stuhl schlief die Dogge.

Den völlig entkräfteten Ludo hatte man in ein Hospital gebracht.

Brönk schnurrte leise. Vor einer Woche hätte Tom das für eine Sensation gehalten und die Presse informiert, aber mittlerweile wunderte ihn gar nichts mehr. Brönk könnte auch einen Reißverschluss an seinem Bauch öffnen und Danny DeVito aus ihm heraus steigen, Tom würde kommentarlos ein Autogramm verlangen und die Szene nicht weiter beachten.

Die Tür öffnete sich. Der Colonel kam, fies gerade stehend wie immer, heraus und betrachtete seine schlafende Kompanie.

Er klatschte zweimal laut in die Hände. Jerry und die schlafenden Hunde hoben ihre müden Schnauzen und sahen ihn glasig an.

»Abmarsch!«, verkündete der Offizier, und die Hunde begannen sofort, sich in Bewegung zu setzen.

Jerry fragte sich, ob der Colonel ebenfalls ein konstantes Alkohollevel in seinem Blut aufrecht erhielt, oder ob es da einen anderen Trick gab, dass er pausenlos mit den Hunden kommunizieren konnte.

Tom rührte sich nicht.

»Wohin?«, fragte er.

In dem Gesicht des Colonels zuckte es. Er war es sichtlich nicht gewohnt, Widerworte zu hören und sein Sympathielevel für TJ hielt sich trotz der Tatsache, dass sie mitgeholfen hatten sein Leben zu retten, weiter in den unteren Bereichen auf.

Er holte tief Luft. »Es wird ihr Schaden nicht sein.«, presste er heraus.

»Und was ist mit den Ermittlungen der Polizei?«, wollte Jerry wissen.

Der Soldat war schon am gehen, die Hunde folgten ihm.

»Es wird keine geben, weil es keinen Vorfall gab. Erkläre ich ihnen gerne später ausführlich. Wenn sie natürlich lieber auf den Stühlen hier, statt in einem Bett schlafen wollen, bleiben Sie meinetwegen.«

Aber da trotteten TJ schon neben ihm her. Er hatte das magische Wort mit B und den zwei T gesagt – Bett. Sie konnten sich schon gar nicht mehr daran erinnern, wie es war, in einem Bett zu schlafen. Die Berge, das Skihotel, die vielen verschiedenen Gästezimmer, in denen sie, vor allem Tom, genächtigt hatten, all das schien aus einer fernen Zeit, einem anderen Leben zu stammen.

Wenn sie zurück dachten, kam es ihnen so vor, als erinnerten sie sich an Geschichten, die man ihnen einmal erzählt hatte.

Dieses Mal wartete kein vergitterter Mannschaftswagen auf sie, vor dem Ausgang der Polizeiwache wartete ein Kleinbus mit echten, gepolsterten Sitzen.

Als TJ sich in die weichen Polster fallen ließen, schliefen sie augenblicklich ein.

Die Fahrt brachte sie zu einem kleinen Hotel in der Wiener Altstadt. Klein, aber ungewöhnlich gut gesichert, wie

dem zwar verschlafenen, aber an solchen Dingen immer interessierten Tom auffiel.

Der Colonel überreichte ihnen den Schlüssel für ein Doppelzimmer und entschuldigte sich dabei in einem Anflug von Menschlichkeit dafür, dass es nicht das »Vier Jahreszeiten« sei.

Tom zuckte mit den Schultern, nahm den Schlüssel an sich, murmelte etwas wie: »Solange wir kein Zimmer mit ihnen teilen, ist es der beste Ort der Welt.«, und stapfte die Treppe hoch, gefolgt von Jerry.

Der Colonel ignorierte die Bemerkung und warf ein: »Ich wecke sie dann morgen null achthundert.« hinterher, aber das hörten die beiden schon nicht mehr. In der Tat schliefen sie schon, bevor sich ihre Körper in die weichen Federn sinken ließen.

Als es um null achthundert an der Tür klopfte, träumte Jerry gerade davon, wie er auf einer Bühne, umgeben von lauter blonden Barockengeln, stand und im Begriff war, Mirjam vor einer Million Fernsehzuschauern seine Liebe zu ihr zu gestehen.

Er tappte mit den Fingern auf den Kopf des Mikros, um dessen Funktion zu testen. Er machte das immer und immer wieder, leise Verzweiflung begann sich in ihm breit zu machen – alle sahen ihn an, warum sagte er es nicht endlich? Er wollte Mirjam doch sagen, was sie ihm bedeutete, was er alles durchgemacht hatte, um zu ihr zu kommen, aber er tappte nur wieder und immer wieder auf dem blöden Mikrofon rum, tap, tap, tap, und dann blendete sein Bewusstsein langsam in die Gegenwart und er fand sich in einem stockdunklen Zimmer, in dem es an die Tür klopfte.

Neben sich spürte er mehr eine Bewegung als dass er sie sah.

Tom hatte sich aus den Laken geschält und wankte in Richtung Tür.

Als er sie öffnete und direkt in das Gesicht des Colonels blickte, der gerade den Mund öffnete, um etwas zu sagen, schloss er sie erst mal wieder.

Sie hörten ein grmpf! und das Klopfen setzte wieder ein.

Tom schüttelte kurz den Kopf und öffnete dann erneut.

»Frühstück in fünfzehn Minuten, aber so wie sie wieder riechen, gebe ich ihnen zwanzig.«, sagte der Colonel und verschwand grußlos wie er gekommen war.

Tom zuckte mit den Schultern, schloß die Tür und legte sich wieder ins Bett.

Als es zwanzig Minuten später wieder klopfte, seufzte Jerry und stand auf.

Er hatte erwartet in ein sehr wütendes Colonelgesicht zu blicken, aber der Mann hatte offenbar nichts anderes erwartet.

»Fünfzehn Minuten«, sagte er, wieder grußlos, »ich lasse Ihnen Agent Brönk als Unterstützung da.«

Der Hund kam ins Zimmer gesprungen, landete mit einem Satz direkt auf dem Bett und begann, Tom das Ohr zu lecken.

Jerry seufzte wieder. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken.

Er öffnete die Vorhänge und vor ihm öffnete sich der malerische Blick auf die fensterlose Hauswand gegenüber.

Wirklich ein schickes Plätzchen, dachte er. Als er sich umdrehte, sah er, dass auch Tom den Widerstand aufgegeben hatte und Brönk den Bauch kralte, der sich auf den

Rücken gewälzt hatte und erwartungsvoll die Pfoten in die Luft streckte.

Sie hatten eine Weile gebraucht um den »Frühstückssaal« zu finden. Das Hotel war eine einzige Ansammlung von verwinkelten Gängen. Wäre Brönk nicht bei ihnen gewesen, hätten sie sich vermutlich schon auf ihrem Stockwerk verlaufen und wären eines Tages von ahnungslosen Gästen verhungert in einer der vielen Nischen aufgefunden worden.

Der Frühstücksraum war ein kleines, miefiges Nebenzimmer, in dem sich die Tische drängten.

Außer dem Colonel gab es keine anderen Gäste. TJ setzten sich an den Tisch und ein aus dem nichts auftauchender Wirt nahm ihre Bestellung für Tee und Kaffee entgegen.

»Hübsches Hotel«, setzte Tom an, »ich dachte ja, mehr als Steigenberger geht nicht, aber das hier – Respekt.«

Der Colonel sah ihn kurz an.

»Sie können sich ihre dummen Bemerkungen sparen. Wenn Sie wenigstens ein Fünkchen Intelligenz besäßen, könnten Sie sich denken, dass Leute wie wir lieber in der Abgeschiedenheit wohnen als in den exponierten großen Luxusbunkern, schließlich gibt es uns offiziell gar nicht.«

»Das wär schön.«, murmelte Jerry, führte seinen Gedanken aber nicht weiter aus als er einen bösen Blick des Soldaten auffing.

Ihre Getränke kamen und sie machten sich über die Semmeln mit Butter und Marmelade her, die vor ihnen auf dem Tisch standen.

Während sie kauten, begann der General.

Er räusperte sich.

»Nun, ich möchte Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit nutzen, um Ihnen im Namen des Landes Österreich und auch

ganz persönlich für Ihren gestrigen Einsatz zu danken.« Er blickte etwas erwartungsvoll in die kauende Runde, erhielt aber keine Resonanz.

»Ferner«; setzte er wieder an, »möchte ich Ihnen ebenso bewusst machen, dass der gestrige Vorfall der absoluten Geheimhaltung unterliegt und Sie zu niemandem, ich wiederhole, zu niemandem jemals ein Sterbenswörtchen darüber sagen dürfen.«

Wieder keine Antwort außer dezenten Kau- und Schlürferäuschen.

»Ich für meinen Teil hätte Sie ja gerne als unliebsame Zeugen beseitigen lassen, aber die Zeiten sind leider vorbei.«, seufzte der General.

Tom hörte auf zu kauen.

»Mich würde interessieren, was sie mit den ganzen anderen Zeugen machen. Also, den paar Tausend die gestern auch da waren. Haben Sie so ein Blitzdings wie bei ›Men in Black‹?«

»Massenpanik«, begann der General zögernd, »ist etwas, da verwechselt man leicht das eine mit dem anderen. Wenn wir den Leuten von gestern Abend einreden, dass es eine Panik aufgrund eines pyrotechnischen Effekts gab, wird das irgendwann jeder glauben, auch wenn er dabei war und meint, etwas anderes gesehen zu haben.«
»Und was ist mit den Fernsehkameras?«, wand Jerry ein.

»Dafür war es glücklicherweise zu dunkel. Wir haben die Aufnahmen bereits überprüft, im Hintergrund sieht man nur einen Schatten. Die Welle wird von dem dunklen Nachthimmel komplett aufgesogen. Der Kameramann hat geblendet von der Fehlfunktion wahllos ins Nichts geschwenkt.«

»Und was ist mit der Kelly Family? Ich meine, die standen doch als einzige bis zum Schluss neben uns und haben

alles gesehen, auch unsere Aktion. Was tun sie, wenn die auspacken?«

Der General fing an zu lachen.

»Ho,ho, die Kelly Family und glaubwürdig? Ich bitte Sie!«, jetzt lachte er sogar richtig.

»Nein, nein, meine Herren, das gestern ist nie passiert. Die Polizei wird keine Ermittlungen anstellen, niemand wird kommen und Sie interviewen, es wird keine Belohnung geben und keine Erinnerung. Wir werden hier in Ruhe zu Ende frühstücken und dann trennen sich unsere Wege, und das nächste Mal, wenn wir uns begegnen, werde ich Sie nicht kennen.«

Mit einem Mal waren TJ sehr still. Irgendwie hatten sie die ganze Zeit auf eine Art Wunder gehofft; Mirjam, Mirjam erkennt sie als die für sie bestimmten Männer, Mirjam erkennt sie als die für sie bestimmten Männer, obwohl sie zu zweit sind und irgendwie klappt's trotzdem, Mirjam erkennt sie als die für sie bestimmt Männer, verliebt sich unsterblich in sie und in der Schlusszene fahren sie mit einer Kutsche durch die Tore ihres herrschaftlichen Anwesens auf Korfu oder wenigstens am Starnberger See und leben happily ever after, finden ihr Kind wieder auf dem Markusplatz vor einer schweigsamen Menge Italiener, die sie dann frenetisch feiert, irgendsowas in der Art. Wien war für sie ein gelobtes Land gewesen, in dem alle ihre Probleme ein Ende hatten – keine Geld- und Kleidersorgen mehr, keine Geheimniskrämerei, keine verdeckten Agenten, keine – obwohl, sprechende Hunde waren nicht das schlechteste – jedenfalls ein bisschen Sonnenschein, ein wenig Glück, irgendeine weiterführende Idee, was danach kommt. Das, was man sich eigentlich von allen Wegen im Leben erhofft.

Da saßen sie nun, als Galgenmahlzeit Brötchen mit Marmelade in einem muffigen, dunklen, kleinen und engen Frühstücksraum in einer der zahllosen unscheinbaren Agentenherbergen, Helden ohne Publikum, Lebensretter ohne Finderlohn, Tom und Jerry wieder mal gegen den Rest der Welt.

Jerry wurde sich bewusst, dass seine Gedanken ganz schön trübe waren und er schob es auf das triste Ambiente.

»Nun denn, meine Herren«, der Colonel erhob sich, »ein Vergnügen mit Ihnen war es nicht gerade, trotzdem wünsche ich Ihnen alles Gute, checken Sie einfach aus, wenn Sie mit dem Frühstück fertig sind, und betrachten sie die Übernachtungskleines Dankeschönder österreichischen Regierung.« TJ sagten nichts.

»Ach ja, wenn Sie möchten, Captain Brönk wird vor Ort bleiben und seinen Posten auf dem Boot des Hamburgers wieder einnehmen, er hat mich gebeten, Ihnen auszurichten, dass Sie sich gerne seiner Gesellschaft erfreuen dürfen, so Sie das möchten. Guten Tag.«, drehte sich um und verließ den Raum.

Tom kralte Brönk hinter den Ohren und meinte: »Aber immer, Junge.« und zu Jerry: »Zeit für ein Bier, findest du nicht?«

In dem TJ die Zusammenhänge zwischen der österreichischen und der chinesischen Sprache herausfinden und Ludo wieder treffen.

Die Sonne begrüßte Sie mit einem völlig neuen Gefühl. Keine Hetze mehr, keine Termine, vier Stunden Schlaf am Stück in einem weichen Bett, ein nicht geklautes Frühstück. Ludo und Brönk gerettet – jetzt gab es nur noch Mirjam. Das hieß, sie standen wieder am Anfang. Ein zweites Mal würde die Verwechslung mit der Kelly Family nicht funktionieren und Tom hatte nicht zufällig einen Tausend Euro Schein in der Eingangshalle des Hotels gefunden.

Sie traten aus der kleinen Eingangstür ihrer Gastherberge und hätten Momente später schon nicht mehr sagen können, welche Tür es gewesen war.

Wahrscheinlich musste man eine Art Agent sein, um das Hotel überhaupt zu finden, dachte Jerry.

Tom marschierte schon wieder los, Brönk bei Fuß.

»Wohin gehen wir?«, fragte Jerry.

»Internetcafé.«, erhielt er zur Antwort. »Und zu einem Kiosk, wenn wir auf dem Weg einen sehen.«

Manchmal wünscht man sich, in einer anderen Epoche geboren worden zu sein. In einer ganz frühen, als die Luft noch nicht so verpestet und das Gras und die Bäume wirklich noch grün waren. Oder in den Siebzigern, als man uncool war, wenn man nicht sofort nach dem kennenlernen miteinander schlief, weil es ja jetzt die hormonelle Verhütung und noch kein AIDS gab.

Aber nichts gibt einem so ein grenzenloses Gefühl wie das Internet. Ein Klick öffnet das Tor zur Welt. Und das tollste ist: man ist nie allein. Es wird behauptet, dass Computer und Internet die Menschen trotz der erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten voneinander isolierten und einsam machten. Das stimmt nicht. Jede Bewegung im Netz wird von unzähligen Nachrichtendiensten, Providerspionen und Hobbystalkern verfolgt, mitgelesen und oft auch auf irgendeine Art kommentiert. Während man sich auf Pornoseiten nach Frauen aus hundert Prozent organischer Masse umsieht, durchforsten gelangweilte Nerds einem die Festplatten auf der Suche nach irgendwas Geilem, was entweder lohnt kopiert, geklaut oder veröffentlicht zu werden.

Wenn man bei Skype über die neusten Terroranschläge mit einem Kumpel diskutiert, kann man sich sicher sein, eine Plenumsrede zu halten, und jede Information die man in den gängigen sozialen Netzwerken preis gibt, wartet nur auf die Legalisierung des Datenklaus, um in eine Flut von Spam Mails umgewandelt zu werden.

Auf der anderen Seite ist das Netz ein unübersichtlicher Wust und die meisten Bewegungen der meisten Menschen so uninteressant, dass die häufigste Todesursache von Datenüberwachern Tod durch Langeweile sein dürfte.

Wen interessierte zum Beispiel, ob jemand das Programm eines Festivals in Wien nach einem bestimmten Namen durchsah, vor allem ... wenn es diesen Namen dort überhaupt nicht gab?

Jerry wurde heiß und kalt. Alles umsonst. Er hatte gepokert und falsch geraten. Sie hätten sich die ganze Mühe sparen können. Mirjam Weichselbraun nahm nicht am Festival teil. Über Google fand er ihre Homepage und die aktuellen News.

Der letzte Eintrag lautete: »Mirjam fährt auf dem Wok mit Stefan Raab bei dessen Wok WM um die Wette. Stand Februar.«

Danach keine weiteren Aktivitäten.
Scheiße.

Er suchte weiter. Die Biographie. Mirjam kam aus Innsbruck. Arbeitete in Innsbruck und Wien. Innsbruck, Innsbruck.

Jerry gab die Stadt in der Google Maps Suche ein.

Innsbruck ... die Stadt lag genau in der entgegengesetzten Richtung westlich von Salzburg. Nochmal Scheiße, sie waren die ganze Zeit in die falsche Richtung gefahren.

Er forschte weiter, fand die Adresse ihres Managements, auch Innsbruck, damn it! Ihre Handynummer stand leider nicht auf der Seite.

Er schloss den Browser und gesellte sich zu Tom, der in irgendetwas vertieft zu sein schien.

»Was machst du da?«

»Ich versuche mich in die Landessprache einzuarbeiten.«

»Im StudiVZ?«

»Ja, lies mal.« Tom drehte den Monitor zu Jerry.

Auf dem Bildschirm war folgender Dialog sichtbar:

Vicky Medlmaier (Oberösterreich)
schrieb am 23.02. um 13:43 Uhr

i hob bis halb 6 offen kob und um 6 woa i don endlich daheim. um halb 10 hob i don scho wida onfonga deafn ... des woa echt a supa Wochenende. *gg* oba a gaude homma a no kob bei mir oben. des WE segn ma uns eh a, oda?

[Nachricht schicken]

Anna Leichhorn (Salzburg)

schrieb am 23.02. um 15:04 Uhr

hi! wia gehts da so? scho long nix mehr keat vo dir
: (eh ois paletti? najo wünsch da nu an schen tog ...
[Nachricht schicken]

Vicky Medlmaier (Oberösterreich)

schrieb am 24.02.2010 um 13:43 Uhr

jo so wirklich vü woand eh neama ... zu 6. ungefähr
woan ma. *gg* wir hom jetzt DJ wochenende, do is
ana do vo graz glaub i der legt hoid a weng auf. sun-
st is eh ned vü. De gonzn Krampal weand hoid am 5.
do sein ... oba sand jo don eh meistens de üblichen
[Nachricht schicken]

Anna Leichhorn (Salzburg)

schrieb am 24.02. um 15:04 Uhr

uiii focharbeit ... jojo des kenn i, üwa wos muast das
denn schreibn?

jep bei mir is sunst ois ok :D

[Nachricht schicken]

Vicky Medlmaier (Oberösterreich)

schrieb am 25.02. um 13:43 Uhr

do kost da sicha sei das de nimma mehr wie körper-
lich anwesend sand *gg* oba passt a, hob i ned so
an stress ;)

i hob a ka ahnung wos i dat daheim am WE. Soweit
ko i goa ned denken wo i es letzte moi ned fuat-
gonga bin. Is eh oog irgendwie, oba irgendwos is
amfoch imma wida ... eh head amfoch nicht auf. Und

jetzt kumb da winter a scho wida ... deaf eh goa ned
dron denken. Naja ... don wean ma uns eh heite oda
morgen moi segn ... bussl
[Nachricht schicken]

Anna Leichhorn (Salzburg)
schrieb am 25.02. um 15:04 Uhr
asoo ... na weast sicha a guade notn drauf kriang :)
i eh a nimma oft ... mehr fb.
[Nachricht schicken]

Jerry starrte konzentriert auf die Buchstaben vor ihm, aber sie wollten einfach keinen Sinn ergeben.

»Was ist denn das für ne Sprache?«, fragte er, »Mongolisch?«

»Deine Heimatsprache, Schluchti.«, antwortete Tom.
»Aber eine gewisse Ähnlichkeit zu Westchinesisch ist nicht zu leugnen. Wenn Mirjam auch so redet, kannst du sie haben.«

Er hmte vor sich hin.

Dann: »Apropos, was rausgefunden?«

Jerry nickte, Tom sah es im Bildschirm gespiegelt.

»Rausgefunden ja, gut gefunden nein. Wir haben uns ein bisschen verfahren.«

Brönk lag vor der Tür und döste in der Sonne. Tom hatte auf dem Weg einen Supermarkt mit den vier Buchstaben gefunden und sich schnell auf Kommunikationsebene hochgetankt. Jerry hatte sein Bier etwas widerwillig gekippt, aber mit ins Café nehmen wollte er es nicht und Brönk meinte nur, es sei keine gute Idee, es bei ihm draußen zu lassen.

»So, Jungs«, begrüßte er die beiden Schwanz wedelnd, »seid ihr weiter gekommen? Können wir jetzt mal Ludo besuchen gehen?«

Ludo lag im zentralen städtischen Krankenhaus und Brönk hatte schon auf dem Weg zum Internetcafé versucht, TJ zu überreden, ihn direkt zu besuchen.

»Jep, Brönki, Zeit haben wir jetzt mehr als genug.«, sagte Tom.

Sie gingen los.

Tom hatte einen Zettel in der Hand, auf den er konzentriert starrte.

Jerry wollte ihn gerade fragen, was das war, als Tom sich auf einmal auf einen ahnungslosen Passanten stürzte, der einfach zur falschen Zeit am falschen Ort war.

»Zào. Nǐ hǎo ma?«, eröffnete Tom das Feuer.

»Äh, verzeihans?«

»Zào. Nǐ hǎo ma? Jìntiān nǐ máng bù máng?«, insistierte Tom.

»Äh, hörnas, i verstea si net so guat. Könnans ein wenig langsomer sprechan?«, wehrte sich der Passant.

Tom gab nicht auf.

»Nǐ yōu méi yōu cídiān ma? Wō yōu sān jié kè.«

»Also, wens den Stephansdom suachan, der is do hinten. Wens mich jetza entschuldigen wollan.« Der Passant flüchtete.

Tom murmelte vor sich hin.

»Und was war das jetzt?«, fragte Jerry.

»Ich eruiere ob die Österreicher auch Chinesisch sprechen«, sagte Tom.

»Und woher kannst du chinesisch?«

»Von Wikipedia«, sagte Tom und hielt Jerry das Blatt Papier hin, das er in der Hand hielt.

»Hab ich vorhin im Café ausgedruckt.«

Jerry nahm das Blatt.

Auf der Seite stand ein klassischer Unterrichtsdialog. Guten Morgen Amy, wie geht es dir? – Guten Morgen Tony, gut, danke, wie geht es dir? – Auch gut, danke. Hast du heute Zeit? – Ich habe heute fünf Unterrichtsstunden. – Das ist viel. Ich habe heute eine Unterrichtsstunde. – Das ist wenig. Und ähnliche direkt aus dem Leben gegriffene Sätze.

Jerry drehte sich zu Tom.

»Und wie viele Unterrichtsstunden hatte der Herr von eben?«

»Das wollte er mir nicht sagen. War bestimmt ein Geheimagent.«

»Vielleicht hat er's einfach nicht verstanden.«

Tom zögerte.

»Hab ich auch schon in Betracht gezogen. Vielleicht ist es der falsche Dialekt. Vielleicht sprechen die hier kein Mandarin, sondern Kantonesisch oder so. Ich meine, das hier ist ja auch kein echtes Österreichisch. Wenn ich Österreichisch höre, dann muss ich das Gefühl haben, es pirscht eine Gerölllawine heran. Die Wiener klingen mehr nach Käsefondue. Wir müssen das mit dem Chinesisch noch mal in Linz oder so probieren.«

»Wir?«

»Ja, Brönk und ich.«

Der Hund spitzte die Ohren.

»Du bist ein Spast.«, bellte Jerry.

Tom blickte auf sein Blatt.

»Bú shì. Wô shì Yíngguó rén. Nǐ ne? Nǐ shì nǎ guó rén?«

»Und was hieß das jetzt?«

»Nein, ich bin Engländer. Und woher kommst du?«

Pause.

»Du musst jetzt sagen: Ich bin Französin.«
Jerry zeigte ihm den Stinkefinger.

Sie erreichten das Krankenhaus, aber den Weg hinein konnten sie sich sparen.

Ludo kam ihnen schon entgegen.

»Hallo Jungs!«, strahlte er sie an.

»Hallo Ludo!«, antworteten sie im Chor.

»Hallo Infusionskanüle!«, sagte Tom.

»Hallo Tropf!«, sagte Jerry.

»Wuff«, sagte Brönk. Brönk wollte weiter inkognito bleiben.

»Broink«, sagte Ludo und tätschelte ihm den Kopf.

»Ah, schön wieder draußen zu sein!«

»Du siehst ein bisschen aus, als könntest du es gar nicht erwarten«, sagte Jerry und zeigte auf diverse Schläuche und Pflaster, die an sichtbaren Hautteilen Ludos baumelten und klebten, und den Plastikbehälter mit der Infusionslösung, den er unter dem Arm mit sich herum trug.

»Ach, das ist alles nichts für mich. Die wollten mich hier noch eine Weile behalten, aber das Krankenhaus schwankt mir zu wenig.«, antwortete Ludo. »Ich brauche mein Boot und ein Bier und nicht Kochsalzlösung oder wie dieses Zeug hier heißt.«

»Wuff!«, sagte Brönk und trabte los.

»Wuff!«, bekräftigte Tom, der in dieser Hinsicht voll mit Ludo einer Meinung war.

Als sei ihm dabei ein zündender Gedanke gekommen, sagte er auf einmal: »Brönk, Záo. Ní hão ma? Jintiǎn nî máng bù máng?«, aber Brönk winselte nur als Antwort.

Tom murmelte ein leises »Schade« und fing dann einen sowohl vorwurfsvollen als auch fragenden Blick von Jerry auf.

»Was?«, fragte er zurück. »Ich dachte, vielleicht versteht's der Hund ja.«

Ludo schaute von Tom zu Jerry und zurück und meinte dann: »Alles noch ganz knusper bei euch?«

Sie fanden ein Gasthaus, das bereits geöffnet hatte, der Tag näherte sich dem Mittag.

Sie setzten sich in den Außenbereich. Ludo und Tom bestellten sich ein Bier, Brönk eine Wiener Wurst. Jerry schwankte, ob er sich weiter dem kollektiven Wahnsinn Dauersuff anschließen sollte, hatte aber das Gefühl, dass er Entscheidendes verpassen würde, wenn er jetzt den Kontakt zu Brönk verlor, und bestellte sich dann ebenfalls ein Bier.

Seine Sorge war unbegründet. Sobald Ludo sich einem Zustand näherte, in dem er die Sprache der Tiere verstehen konnte, verstummte der Hund, das heißt, er verstummte nicht, er sagte nur noch Wuff oder Wau.

In der Tat sagte er es. Es klang nicht wie das Bellen eines Hundes, es klang wie ein Mensch, der wie ein Hund klingen will.

TJ sahen sich ein bisschen betreten an. Brönk hatte ihnen am Morgen die Wichtigkeit seines Postens noch mal vor Augen geführt und betont, dass es von essentieller Wichtigkeit sei, dass Ludo weiterhin in dem Glauben lebte, einen normalen Hund an Bord zu haben, beziehungsweise, dass alle Hunde einfach nur Hunde und keine Geheimagenten waren.

Jerry dachte gerade, dass Ludo in der Tat durchgehend sehr betrunken sein musste, wenn er auf Brönks unechtes Hundegetue herein fiel und dass er persönlich sein Haustier zur Reparatur gebracht hätte, wenn es so klingen würde, wie der österreichische Agent auf vier Pfoten, als Ludos

Augen sich zu Schlitzern verengten, mit denen er Brönk unangenehm intensiv fixierte.

»Broink, mein Junge, ich finde du kannst damit mal aufhören.«

Stille, Tom verschluckte sich.

Brönk legte den Kopf schief und sah sein Herrchen mit großen, sehr großen Augen an, aber das fiel darauf nicht herein.

»Ich weiß, dass du sprechen kannst, und ich kann zwar kein chinesisches, aber Kollege Tom hier hat dich vorhin Brönk genannt, also gibt es wohl etwas, das du mir verschweigst.«

Brönk schluckte. Er schaute hilfeschend von Jerry zu Tom und zurück. Seine Ausbildung hatte sich bei dem Punkt »Enttarnung« auf nur sehr wenige Stunden beschränkt. Im Falle einer Enttarnung war der Enttarner mit Sicherheit betrunken und die für diese Situation vorgeschriebene Taktik stures Aussetzen und darauf beharren, dass man ein Tier war.

Es war sogar erlaubt, mit der oder den Personen verbal zu diskutieren, da diese das im Nachhinein als Traum oder Wahnvorstellung abtun würden, und glücklicherweise ließ sich Hundegerede noch nicht auf Tonträgern festhalten, selbst wenn man beim Anhören betrunken war.

Aber Ludo war ein anderer Fall. Er war klarer im Kopf, wenn er dicht war, und er war bereits dicht. Brönk drehte sich wieder zu ihm und schaute ihm in die Augen.

»Wie ... hast du es herausgefunden?«, fing er zögerlich an.

»Du redest im Schlaf.«, antwortete Ludo trocken.

»Außerdem hat dein Wuff manchmal einen österreichischen Akzent.«

Brönk blickte betreten zu Boden.

»Wie lange weißt du es schon?«

»Im Grunde seit der ersten Nacht.«

»Und wieso hast du nicht schon früher was gesagt?«

»Das hab ich mich bei dir auch gefragt. Aber ich dachte, wenn du so weit bist, wirst du schon von selbst kommen. Ich bin nur ein alter Schiffer, ich hab Zeit. Aber die letzte Woche war dann doch ein bisschen abgefahren. Vielleicht erzählst du mir einfach mal, was los ist.«

Und Brönk erzählte. Er erzählte von seinem Auftrag, von der geheimen österreichischen Wellenabwehr, wie er auf Ludos Boot abkommandiert wurde, von seiner Überwachungstätigkeit und seinem Dienst als Kommunikationsoffizier, von dem Anschlag der Wellen bei Passau und dem großen Finale in Wien.

Als er geendet hatte, sagte Ludo erst mal nichts.

Nach einer Weile nickte er und nahm einen großen Schluck Bier.

»Und wie geht's jetzt weiter?«

»Und du bist sicher, dass sie uns nichts tun können?«, fragte Jerry und versuchte dabei nicht ängstlich sondern fachlich zu klingen.

»Ganz sicher«, antwortete Brönk.

Sie krochen durch die Büsche, die als Sichtschutz zur Donauinsel um den großen Stausee in Wien angelegt worden waren.

Die Stadtverwaltung hatte sich dagegen entschieden, aus dem See eine weitere Touristenattraktion zu machen und sich stattdessen mehr um den Schutz der Wasserreserven der Stadt gesorgt.

Gänzlich absperren konnte man das riesige Gebiet nicht, lediglich die Staumauer und die großen Wasseraufberei-

tungsanlagen waren gesichert, aber zur Tarnung hatte man das schmale Land zwischen See und Stadt, wo es möglich war, dicht bepflanzt.

Ludos Boot war nach der vergangenen Nacht von der Seeaufsicht aus dem Großwasserbereich gezogen und am Eingang der Schneise, die von dem Seitenarm der Donau, die den See speiste, vertäut worden.

Wachen gab es augenscheinlich keine, aber TJ hatten noch nicht den Schrecken vergessen, den der Anblick der großen Welle in ihnen ausgelöst hatte.

Warum man Wellen wegbellen konnte, hatte Brönk ihnen am Nachmittag, den sie in einer der Heurigen Kneipen verbracht hatten, zu erklären versucht.

Ein Beller, die lautliche Ähnlichkeit zu Böller offensichtlich kein Zufall an dieser Stelle,

war ein akustischer Explosionsimpuls. Die dabei vom Zentrum, in diesem Fall vom gemeinen Hund, ausgehenden Schallwellen treffen mit einem starken Impact auf jede Atomformation, die sich ihnen in den Weg stellt. Jeder kennt das Gefühl, wenn er an einem Haus mit Vorgarten vorbeigeht und plötzlich von einem Hund angebellt wird. Das ist mehr als nur ein kurzes Erschrecken, es geht tiefer und hinterlässt im Inneren so was wie den Abdruck der Vorstellung, was passiert sein würde, wenn da keine Mauer zwischen Mensch und Hund gewesen wäre. Eine filigrane Wasserstruktur wie die der Wellen zersprang unter diesem Impuls in tausend Einzelteile. Man konnte sie förmlich kaputt bellen und mit der Struktur zersprang auch das Bewusstsein, deswegen würde es Wochen dauern, bis sich eine derart große Welle wieder formieren könnte.

»Bellen hart – Wellen zart.«, hatte Brönk gesagt. »Vom Universum gemachte zwei Seiten ein und desselben, ge-

schaffen, um einander in Ewigkeit zu bekämpfen.« und dann hatte er wieder so belämmert pathetisch geguckt.

Sie krochen weiter. Das heißt, Tom, Jerry und Brönk krochen, Ludos Körper gab kriechen nicht mehr her. Er sah die drei »Geheimagenten« da rum echsen, schüttelte den Kopf und spazierte mit einem Mal an ihnen vorbei.

Aus einer seiner Taschen holte er die Schlüssel für den Dieselmotor und die Außenkabine, die allerdings nicht verschlossen war.

Er blieb vor seinem Boot stehen, und begrüßte es im Stillen. Seinen Weggefährten, Begleiter und Untersatz unzähliger Fahrten, sein Altersruhesitz und vielleicht einmal sein Totenbett.

Auf jeden Fall ein gutes Flaschenlager.

Tom, Jerry und Brönk klebten immer noch in Echsenhaltung knapp über dem Boden und bewegten sich keinen Millimeter, als erwarteten sie jede Sekunde, dass noch etwas schlimmes passieren würde, Küstenwache, Polizei, eine Pisswelle oder so was ähnliches.

»Wenn ihr fertig seid, könnt ihr ja aufsteigen.«, sagte Ludo und ging an Bord.

In dem TJ zurück nach Salzburg fahren und die Bedeutung ihrer Namen offenbart bekommen.

Der Weg zurück. TJ hatten sich mit Ludo geeinigt, dass er sie wieder bis nach Salzburg zurück nehmen würde. Die beiden fühlten sich ein wenig schuldig, weil sie ihm keinerlei Bezahlung anbieten konnten, aber der alte Hamburger hatte nur abgewunken.

»Mein Leben lang wollte ich auf Abenteuerfahrt gehen, aber es ist nie etwas passiert. Bis ihr zwei aufgetaucht seid. Jetzt weiß ich: Bier ist viel besser als ein Abenteuer. Genau genommen ist Bier ein Abenteuer, nur wacht man danach nicht im Krankenhaus auf. Das heißt, manchmal ist Bier ein Abenteuer, und genau deswegen wachen manche danach im Krankenhaus auf, aber ..., ach, ihr wisst, was ich meine.«

Sie konnten es sich denken.

Außerdem war es ihnen nur allzu lieb, eine Mitfahrgelegenheit zu bekommen, bei der sie den ungefähren Zustand des Wahnsinns bereits kannten.

Außer dem Geldschein, den Tom im Café gefunden hatte, hatten sie in den letzten Tagen keine Einnahmen gehabt, zudem warteten an Bord von Ludos Kutter zwei frische T-Shirts.

Die Wellenattacke hatte das Boot mitgenommen, aber es war noch fahrtüchtig. TJ hatten sich erkundigt, wie die Wellen das gemacht hatten, dass das Boot augenscheinlich verschwunden war und wieso sie es nicht auf ihrer Fahrt von Linz nach Wien auf der Donau gesehen hatten.

Ludo hatte ihnen daraufhin erzählt, dass die diebischen Wellen ihn über die unzähligen Seitenarme am Hauptstrom vorbei geschmuggelt hatten.

»Es waren unglaublich viele, also Wellen. So viel konnte ich gar nicht trinken, wie ich pissen wollte. Aber es hätte sowieso nichts genutzt. Irgendwann habe ich aufgegeben und einfach abgewartet wohin die Fahrt ging und dann lagen plötzlich mein Broinkie und dieser griesgrämige alte Sack mit seinen zwei Straßenkötern hier an Deck. Die waren zwar alle nicht besonders gesprächig, aber wenigstens hatte ich dann Gesellschaft. Ja und dann waren wir auch schon irgendwann in Wien. Was ist eigentlich mit eurer Perle?«

»Genau das ist das Problem«, hatte Tom geantwortet und Ludo erzählt, wie Jerry alles vermässelt hatte.

Jerry hatte daraufhin Tom vorgeworfen, selber mal überhaupt nichts beigesteuert zu haben, woraufhin Tom ihn nur kopfschüttelnd angesehen und gesagt hatte, dass man sich wirklich keine Sekunde darauf einlassen könne, ihm mal die Führung zu überlassen.

Jerry war daraufhin sehr beleidigt gewesen, obwohl Tom es im Scherz gemeint hatte.

Erst zwei weitere Bier und eine stundend lange Werbeinlage von Tom für Mirjams Gesicht, ihre zarte Haut und ihre anscheinend gewaltigen Titten, hatten seinen Freund wieder aufgeheitert.

Währenddessen pflügte ihr Boot durch die Wellen, die Nase im Wind, den Blick auf den Horizont gerichtet, und fuhr der Sonne entgegen oder rein technisch gesehen hinterher und brachte sie zu dem Ziel ihrer Herzen, wie einst andere Schiffe Odysseus zu seiner Penelope oder Orpheus zu Eurydike – Tom und Jerry und Mirjam. Ganz der Stoff, aus dem Legenden sind.

Tom und Jerry standen am Bug, das ist die Spitze am Schiff, da, wo auch Leonardo und Kate standen in der computeranimierten Szene, die heute alle mit dem Film verbinden.

Flussaufwärts ging die Fahrt träger, noch träger, voran als auf dem Hinweg.

Sie vertrieben sich die Tage damit, die im Fluss treibenden Kühe zu beobachten.

Auf manchen wuchsen schon Blumen, andere wiederum hatten einen Saum aus Flussglibber um sich gebildet, in dem Mikrokulturen Pläne für die Weltherrschaft ausheckten.

Manchmal spielten sie Karten, die meiste Zeit dösten sie aber einfach vor sich hin und träumten von Mirjam – echte Ritter in glänzender Rüstung.

Ein paar Mal versuchte Tom, Brönk Chinesisch beizubringen, aber seine Erfolge waren bescheiden.

»Stell dir mal vor, Brönk, du wärst der einzige Hund, der Chinesisch spricht. Was meinst du, wie da die Weibchen drauf abfahren? Also komm, noch einmal für mich.«

»Das stimmt nicht. Die Kollegen in China sprechen auch Chinesisch und die haben alle kleine Pimmel. Und ich werde auf keinen Fall sagen, dass ich Französin bin. Auch unter Hunden gibt es welche vom anderen Ufer.«

»Ach was, die in China landen doch alle gleich in der Pfanne. In China musst du ne Katze sein, um es zu was zu bringen. Sieh mal, du wärst nicht nur einzigartig, sondern fernab des Heimatlandes auch noch Bewahrer einer großen Kultur und ...« und so weiter.

Am zweiten Abend, als sie in die untergehende Sonne fuhren, fragte Jerry Tom:

»Tom, du weißt doch immer alles. Was heißt eigentlich Mirjam?«

Tom überlegte kurz.

»Eigentlich weiß ich es nicht, aber ich bin sicher, der Autor kann gerade mal bei Wikipedia nachschlagen und es mir in den Mund legen.«

Sehr gerne.

Wikipedia sagt,

Mirjam: Nach älterem Verständnis – so auch in der jüdischen Tradition – ist der Name eine Nominalbildung aus den hebräischen Bezeichnungen *mir/mar* für »bitter« und *jam* für »Meer«. Er wäre dann mit »bitteres Meer«, auch »Meeresmyrrhe« oder »Meeres-tropfen« wiederzugeben. Diese Bedeutung schwingt möglicherweise noch nach in der mittelalterlichen Bezeichnung *Stella Maris* für Maria, die Mutter Jesu.

Im Neuen Testament, wie auch schon in der Septuaginta wird der Name *Mirjam* zu griechisch *Μαριαμ* (*Mariam*) transkribiert. Daraus ist bei Übernahme in das Lateinische der Name *Maria* entstanden.

Neuere Deutungen sehen jedoch eine ursprünglich ägyptische Herkunft als Ableitung von *mry* (»geliebt«), eventuell mit dem göttlichen Subjekt *Amun*: *merit-amun* »von Amun Geliebte«.

Amun wurde später bei den Griechen zu Zeus, bei den Römern zu Jupiter, wir reden hier also vom Chefgott.

Mirjam, die Göttliche Geliebte, die Meeresnymphe, das bittere Meer.

›Bitteres Meer hatten sie genug durchquert«, dachte Jerry. Die ständig an ihnen vorbei treibenden Leichen, die Todeswelle in Wien. Auch dem gebrauten Getränk aus Hopfen und Malz war geschmacklich eine gewisse Bitterkeit nicht abzusprechen und letztendlich ging diese Bitterkeit durch

alle Insassen und zurück in den Fluss, der dadurch selbst immer mehr diesen Geschmack bekam.

Alles für die Meeresnymphe. Die Myrrhe des Meeres. Myrrhe wurde im Altertum als Parfum und Aphrodisiakum benutzt, hab ich auch aus Wikipedia.

Treffender könnte Mirjam nicht heißen. Gibt man eigentlich Kindern aus Intuition so einen Namen oder aus Wunschdenken? Findet der Name zu ihnen, weil sie schon so geboren werden oder verändern sie sich, passen sich dem Namen an? Mirjam, die so schön war, dass ein Blick auf sie gereicht hatte, um zu verführen und gleichzeitig anzutörfen. Eine Frau würdig eines Gottes.

Tom grinste vor sich hin.

»Was grindest du?«, fragte Jerry.

»Zum einen über deine Gedankengänge, die ich gerade mitlesen durfte, außerdem habe ich mich gefragt, ob, wenn aus Mirjam Maria wurde, man aus Jesus auch Jerry machen kann. Jetzt müssen wir nur noch rausfinden, was man aus Magdala oder Magdalena machen kann.«

Wikipedia: altgriechisch: *die aus Magdala Stammende* (Ort am See Genezareth, kann mit *Turm* übersetzt werden), siehe Maria Magdalena.

Bei Turm grinste Tom nicht mehr nur anzüglich, er fing laut an zu lachen. Er kriegte sich auch nicht mehr ein, Jerry boxte ihn ein paar Mal in die Seite, was nur zu weiteren Lachanfällen führte.

»Die Meersnymphe und der Turm, Wohahahahaha! Zeig's ihr, Tiger, Hahahahahaha!«

»Wenn du schon am klugscheißen bist, was heißt denn Tom?«

»Thomas stammt aus dem aramäischen *te'oma* (תמואת) und bedeutet »Zwilling«, hähä, ich bin raus, hahahahah!«

Jerry verstand gar nicht, warum Tom so lachte, schließlich ging es ihm doch nicht besser, auch er redete und dachte, soweit er so was machte, tagaus, tagein an Mirjam.

Er drehte sich wieder zu dem roten Feuerball, zu dem die Sonne mutiert war. Die blutroten Strahlen glitzerten über dem Wasser. Bittere Wasser. Maria. Mirjam. Magdala. Jeremiah – »Der, den Gott erhöht«. Der Erhöhte und der Turm. Tom, der Sack, hatte wieder ins Schwarze getroffen. Irgendwie.

Am Nachmittag des dritten Tages erreichten sie Salzburg. Dieses Mal waren sie, anders als auf der Hinfahrt, Tag und Nacht durchgefahren. Ludo hatte ihnen gezeigt, wie man das Boot bediente und so hatten sie sich abgewechselt.

Selbst Brönk hatte, gegen das Versprechen, von Tom in Ruhe gelassen zu werden, einige Einheiten am Steuer gestanden.

»Wenn Hunde Türen öffnen können, dann kannst du auch mal lenken«, hatte Ludo die Proteste des Hundes von Anfang an im Keim erstickt.

Nachdem sie ein Stück vor der Stadt angelegt hatten, stellte sich so etwas wie gleichförmige Gleichstromrealität ein. Jeder kennt das. Es ist die Zeit zwischen Aufstehen und Abflug. Man hat nichts mehr zu tun, die Koffer sind gepackt, die Zeit zu kurz, um noch etwas zu unternehmen, alles, was man tun kann, ist warten; stehen bleiben, einen Moment auf der Oberfläche der Zeit treiben wie eine Kuh auf dem Fluss oder, poetischer, ein Klecks Milchschaum auf einem Kapuziner. Erst, wenn man das Flugzeug oder den Zug besteigt, taucht man wieder ab in die Kontinuität der Zeit, obwohl man dann eigentlich noch weniger tut.

Während man wartet kocht man Kaffee, sieht fern, frisst Müll, checkt Emails oder ähnliches. Im Flugzeug sitzt man. Lässt Kaffee kochen, hat maximal zwei Filme zur Auswahl und Müll, na ja, den gibt's da als Standard. Trotzdem hat man das Gefühl, sich zu bewegen. Es gibt kaum ein anregenderes Gefühl, als zu einer Reise aufzubrechen. Wenn man in den flirrenden Abfahrts- oder -flughallen steht. Bevor man dreizehn Stunden wie eine Sardine verbringt, vor den Warteorgien an Umsteigepunkten und vor einem generellen Hass auf alle Menschen mit Atmungsproblemen und Körpergeruch.

In dieser Zeitblase befanden sich nun Tom, Jerry, Brönk und Ludo. Es begann in dem Moment, als das Boot fest war. Das vertäuen der Leine, das letzte festziehen, wirkte wie ein Siegel auf dem gemeinsamen Weg der drei. Ab da schwebten sie.

Sie halfen dem alten Mann, seinen Vorrat aufzufüllen, schleppten erst die leeren, dann die vollen Kisten, luden sie ein und verstauten sie seegerecht im kleinen Bauch des Schiffes.

Sie saßen mit ihm über den Rest des Nachmittags und in den Abend hinein an Deck bei einem letzten Bier, sprachen nicht viel, aber genossen die Gesellschaft.

Am Abend schließlich war die Zeit gekommen. Abschied. Eintauchen, zurück in den Strom der Zeit. Die Jungs umarmten Ludo, der sichtlich bemüht war, sich die Szene nicht allzu nahe gehen zu lassen. Als sie gehen wollten hielt er sie noch kurz zurück und drückte jedem von ihnen einen braunen Schein in die Hand.

»Da Jungs, sucht euch ein anständiges Hotel und wascht euch mal richtig.«

»Da ... danke Ludo, aber das ist echt nicht nötig.«, stotterte Jerry.

»Ja, wir kommen schon klar, echt, außerdem brauchst du doch welches für dich selbst.«

»Ach was, ich krieg doch Rente und brauche fast gar nichts davon. Ist schon ok. Wirklich.«

»Dann kannst du uns ja eigentlich auch mehr geben.«, warf Tom ein und fing sich einen vernichtenden Blick von Jerry.

»Schon gut, war nur'n Scherz.«, grinste er breit und zwinkerte Ludo zu.

»Was werdet ihr machen, wenn ihr eure Prinzessin gefunden habt?«

»Uns um sie schlagen, uns wieder vertragen, einen wilden Dreier und dann nach Italien.«

»Oder nach Skandinavien.«

»Oder beides.«

»Ihr zwei habt echt nen Schuss.«

Dann gingen sie auseinander. Brönk begleitete die beiden noch in die Stadt. Angeblich, um einige Verbindungsleute zu treffen, aber TJ hatten das Gefühl, dass es auch ihm schwer fiel, sich von ihnen zu trennen. Ludo wollte nicht vor dem kommenden Morgen aufbrechen, daher hatte der Hund Zeit.

Sie checkten in der Jugendherberge ein, machten sich frisch, so weit das möglich war, und schlenderten mit Brönk im Schlepptau in die Stadt.

An einem Bosnastand aßen sie jeder ein Brötchen mit den überdimensionalen Würsten. Brönk bekam ein ungebratenes Paar ohne Senf und meinte im Anschluss, er müsse mal mit Ludo wegen der Speisekarte an Bord reden, jetzt könne er das ja.

Sie beschlossen, zum Abschied in die Kneipen an der Salzach zu gehen

Ihre Wahl fiel auf den Irish Pub, wie am Anfang ihrer Reise vor gefühlt einem Jahrhundert. Sie setzten sich in eine der Tischecken, die kreativ neben die Bar und so unter den Fernseher mit den Sportübertragungen genagelt waren, dass man permanent Zuckungen wegen den vielen Bildwechsellern im Augenwinkel bekam, vom Spiel selbst aber nichts mitkriegte, wenn man sich nicht über Stunden den Hals verrenken wollte.

Sie saßen dort und es kam nicht wirklich Stimmung auf. Eines der Mädchen hatte: »So ein schöner Hund« bei Brönks Anblick ausgerufen und ihm einen kleinen grünen Hut aufgesetzt, auf den Tom und Jerry nur deswegen nicht eifersüchtig waren, weil der Hund darin unfassbar dämlich aussah.

»Ich bin sicher, wenn ich ein ästhetisches Empfinden hätte, würde ich das gleiche von euch denken«, gab Brönk als Antwort auf die Späße, die TJ mit ihm machten.

Mitten im Gelächter packte Tom Jerry auf einmal so fest am Arm, dass dieser aufschrie.

»Schhhht!«, zischte Tom.

»Was denn? Was hast du?«

Tom war zu einer Wachsfigur erstarrt, er sah aus wie Pluto, wenn er auf der Jagd etwas gewittert hatte, außer, dass er keine Pfote hob, aber der Gesichtsausdruck war verblüffend ähnlich.

»Der Typ da an der Bar ...«, flüsterte Tom.

»Ja, was ist mit dem?«, flüsterte Jerry zurück.

»Der hat mein T-Shirt an.«

Jerry sah an ihm herunter.

»Stimmt doch gar nicht, das trägst du selber und ...«, schlagartig wurde es ihm klar.

»Du meinst ...?«

»Genau.«

Jerry sah zu dem Barkeeper hin. Es war schwer, Einzelheiten hinter dem hohen Tresen mit den ganzen Zapfhähnen und den Gläsern zu erkennen, von den dicken Säuerfässchen ganz zu schweigen, aber als das T-Shirt kurz fast vollständig in einer Lücke zu sehen war, erkannte auch er es.

Es war ein Tom-Eigenbau. Niemand sonst würde auf die Idee kommen, sich als Skilehrer ein T-Shirt drucken zu lassen, auf dem: »Mich kann man auch aufs Zimmer buchen!« stand.

Als Tom damals freudestrahlend mit dem Shirt angekommen war und es in der Mannschaft herumzeigt hatte, hatte die eine Hälfte ihn zum Genie und die andere für völlig bescheuert erklärt.

Die Diskussion hatte sich schnell erledigt, denn Tom hatte das Hemd nur zwei Mal getragen und es, als kein (weiblicher) Gast darauf ansprang, irgendwo in seinem Schrank vergraben.

Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand anderes auf dieselbe Idee gekommen war und haargenau die gleiche Farbe, den gleichen Schnitt und dieselbe Hemdgröße verwendet hatte, war beinahe Null.

»Du hat Recht.«, flüsterte Jerry zurück.

»Was machen wir jetzt?«

»Wir warten bis die Ratte aufs Klo geht und dann schnappen wir uns den Kerl. Sergeant Brönk, ich werde ihre Hilfe brauchen.«

»Sir, jawohl, Sir!«, flüsterte Brönk zurück.

Sie saßen weiter in ihrer Ecke und tranken ihr Bier, aber die Stimmung war gespannt wie ein Stahlseil.

Sie bemühten sich um glaubhafte Unterhaltungsthemen, aber jeder von ihnen behielt den Kellner im Auge, damit er sich nicht davonstehlen konnte oder sie ihn verpassten, wenn er mal für kleine Jungs ging.

Endlich war es soweit.

Der Mann zog seine Schürze aus, warf sie in eine Ecke des Tresens, ging unter dem Eingangsbalken durch und marschierte in Richtung Toilette.

Tom ging voraus, um zu sehen, wann er hinein ging.

Sobald die Tür sich schloss, winkte er Jerry und Brönk nachzukommen.

Jerry wurde vor der Tür postiert, um ungewollte Zeugen aufzuhalten. Brönk und Tom gingen ins Innere der Toilettenanlage.

Der Hund schüttelte sich sichtlich, als die Gerüche in sein empfindliches Riechorgan drangen und dort starke Verwüstungen anrichteten, aber er war Soldat und in einem Kampfeinsatz, er würde sich zusammen reißen.

Es gab bei den Herren nur eine einzige Kabine und zwei Pissoirs, von denen eins ein Stück herunter hing und mit einem Zettel und viel Klebeband verklebt war. Auf dem Zettel stand: »Defekt«, für alle, die noch nicht selbst drauf gekommen waren.

Die Kabinentür war verschlossen, sonst befand sich niemand im Pissraum.

Tom und Brönk warteten.

Schließlich hörten sie das ›Klick‹ der Tür.

Der Mann mit dem T-Shirt erschien. Tom stürzte sich sofort auf ihn. Er drückte ihn in den schmalen Spalt zwischen beiden Pissoirs, was das eine weitere Zentimeter seines sowieso schon defekten Lebens kostete.

»Ah, was wollans?«, keuchte der Mann.

»Ein Mucks und mein Hund macht dich kalt.«, zischte Tom dem Dieb zu, und Brönk knurrte unterstützend und sehr glaubwürdig.

»Wo hast du das T-Shirt her?«

Der Mann verstand erst nicht. Er vermutete einen Überfall, sadistische Spinner, aber keine Befragung zu seiner Kleidung.

Dann jedoch blitzte es in seinen Augen.

»Oh! Sie!«

»Äh, wer?«

»Oa, sie sans. I hob mi schon gfrogt, wans koman, oder wos wia mit dem Krempel machen sullan.«

Tom war verdutzt.

»Äh, wer bin ich?«

Der Mann schaute auf Toms Hände, die ihn immer noch am Kragen packten. Er löste sie sanft von sich und schob sie weg. Tom ließ es geschehen.

»Puh, bessa. Soa. Olsu, sie un ia Froind doa, dea mit den longn Hoarn, sie woarn doch letzte Wochä hia gwesen? Ouda?«

»Äh, ja, natürlich, aber ...« »Un si hom ihr Zeugs bei mia in der Bar abgestellt. Rirchtig?« »Ja, das stimmt, und dann ...«

»Und donn hob i es bei mia hinter die boar gstellt, damits koina nemman tut. Und irgendwann sons voll betrunken daher gkommen und hobn randaliert, weils gdacht hobn, ia Gepäck sei gklaut und ols ich iana sogn wolln, dass es ja dort hinten in der Kneipen is, do homs mi gschubst und weg woarns.«

»Gschubst?«

»Joa, gschubst homs mi. Mit Augen wi a Irrer. Voll betrunken sinds gewesen.«

»Ja, und ... wo ist es jetzt?«

»No, des is immer noch dohinten, hinter der Kneipen. I hob nur drauf gwoartet, dass se kumman und s obholan. Schauens doch selba noach.«

Tom hatte das Gefühl, jemand zöge ihm den Boden unter den Füßen weg. Das Gepäck war die ganze Zeit da gewesen. Sie hätten den ganzen Schlamassel gar nicht auf sich nehmen müssen. Sie hätten einfach mit dem Zug in die falsche Richtung und zurück fahren können.

Oder sich gleich ein paar schöne Tage in Salzburg machen und in Ruhe im Internet nachforschen. Mit frischen Kleidern, gutem Essen und der allabendlichen Wiederholung ihrer Sauf tour.

Stattdessen waren sie durchs halbe Land getrampt, entführt worden, fast drauf gegangen und das alles nur, weil sie zu besoffen waren, auf jemanden zu hören, der ihnen sagte, dass er ihr Zeug zur Sicherheit hinter den Tresen gestellt hatte.

»Hören Sie, das tut mir furchtbar leid, also das schubsen und das hier jetzt auch, wir, also, ich habe gedacht, sie hätten es mir an dem Abend gestohlen und, mein Gott sie haben ja keine Ahnung, was letzte Woche so alles passiert ist und ...« Brönk unterbrach ihn mit einem Winseler, weil er den Geruch langsam nicht mehr ertrug.

»Ach ja«, schaltete Tom um, »das ist mein Hund Brönk. Brönk, sag Guten Tag.«

»Wuff.«

»Braver Junge. Er freut sich sehr, Sie kennen zu lernen. Hören Sie, ich weiß ich hab mich furchtbar benommen. Könnten wir einfach rausgehen und einen zusammen trinken und sie zeigen mir einfach meine Sachen. Wieso ...«, fiel es ihm plötzlich auf, »wieso tragen sie eigentlich mein T-Shirt?«

»No, i hob die Sachn docha mol durchsucht, ob i an Hinweis find, wer sia sind. Und des T-Shirt, des fand i oinfast genial, des musst i onziehn Bitte verzeihans!«

Er hielt die Tür auf, damit Tom ihm folgen konnte.

»Kein Thema. Ich schenk's ihnen. Vielleicht haben Sie ja mehr Erfolg damit als ich.«

Als sie das Klo verließen, fielen sie fast in Jerry, der sich dort mit dem Rücken zur Tür postiert hatte. Als er sich umdrehte und den Mann sah, guckte er ihn finster an, als er jedoch kurz darauf einen lachenden Tom erblickte, der dem Dieb mit der Hand die Schulter tätschelte, entgleiste sein Gesichtsausdruck und Tom sagte lachend: »Hey Jerry, danke, genau den Blick brauchen wir jetzt, wir sind echt Idioten gewesen.« Jerry vermutete, dass Tom mehr von sich selbst sprach. Immer noch ein bisschen verduzt folgte er den beiden hinter die Bar und fühlte sich plötzlich wie ein Gnom am Ende des Regenbogens – vor ihm lag funkelnd und bis in gewaltige Höhen aufgetürmt ein Schatz.

Die zerschlissenen Taschen, die Skier, der Whiskey, alles war noch da. Tom und Jerry stürzten sich auf ihr Zeug und wühlten darin wie Dagobert Duck in seinem Geldspeicher. Sie zogen frische T-Shirts aus den Taschen und rochen daran, rieben den weichen Stoff an ihre Wangen, auch gegenseitig, und der Barkeeper drehte sich mit einem: »Äh, sind die immer so?« Blick zu Brönk, der mit einem »Ja, leider« Blick antwortete.

»Äh, i loss si dann mol olloa. Sie könnens ja vorkuman, wenn's fertig san.« Sagte es und schloss ein wenig peinlich berührt die Tür.

Tom und Jerry tobten sich noch eine Weile aus. Tom kontrollierte Zustand und Anzahl der Whiskeyflaschen, ehe sie sich wieder nach vorne begaben.

Auf Jerrys Drängen hin brachten Sie dieses Mal vor jeder weiteren Aktion ihr Gepäck in die Jugendherberge und

stürzten sich erst danach mit einem befreiten Gefühl zurück ins Salzburger Nachtleben.

Ein kluger Mensch wäre direkt in der Herberge geblieben und hätte Kraft für den nächsten Tag und alles, was noch kam, getankt. Aber als kluger Mensch schafft man es nur schwer in dieses Buch.

In der vierten oder fünften Stunde nach Wiederauftauchen ihres Gepäcks war es an Jerry, zu realisieren, dass sie noch einen weiten Weg vor sich hatten und die Tatsache, dass es ihm überhaupt gelang, Tom davon zu überzeugen, jetzt das Feiern abubrechen, damit sie nicht allzu kaputt am nächsten Tag aufbrachen, ließ in ihm Hoffnung erglimmen, dass Tom einmal im Leben etwas wirklich ernst nahm – und sei es auch nur der Wunsch seines Kameraden.

Sie suchten Brönk und fanden ihn am Tresen, wo er auf einem der Barhocker saß und wie ein Idiot lachte.

»Sergeant Brönk«, flüsterte Jerry ihm mit etwa hundert-zehn Dezibel zu, »ist das nicht ein bisschen auffällig.«

»Auffällig?«, lallte der Köter und drehte sich zu den Jungs um, wobei er vom Stuhl glitt.

Das brachte natürlich Heiterkeit in die Runde, aber dennoch zogen TJ den »Ey, ich hab mich aber grad so gut unterhalten«, brabbelnden Hundesoldaten aus der Bar und torkelten mit ihm gemeinsam Richtung Ludos Schiff.

Die etwas kühlere Nachtluft beruhigte ihre erhitzten Gemüter, und während sie so gingen, hingen sie ihren Gedanken nach und genossen die letzten Momente miteinander.

»Brönk«, begann Jerry irgendwann.

»Hm?«, hme der Hund, während er sich weiter darauf konzentrierte, mit seinen vier Pfoten klar zu kommen und sie halbwegs logisch voreinander zu setzen.

»Die ganze Zeit hatte ich das Gefühl, dass ich dich noch was fragen wollte. Jetzt ist es mir endlich wieder eingefallen.«

»Hm?«, hmte ein nach wie vor in seine Fortbewegung versunkener, besonderer Rüde.

»Wieso bist du in Passau eigentlich so plötzlich abgehauen?«

»Hm?«, ertönte nicht aus der Schnauze des Hundes, der gerade stolperte.

Brönk rappelte sich auf.

»Ja, also ... also das ... hm, blöde Geschichte.«, murmelte er.

Jerry und Tom sahen ihn fragend an.

»Ich hatte einfach so lange keinen Auslauf, da dachte ich, ich tob mich mal ein bisschen aus.«

Tom sah ihn streng an. »Warum glaube ich dir nicht?«

»Weil's nicht stimmt.«, krümelte es aus der Hundeschnauze.

»Die Wahrheit ist ... also, die Wahrheit ...«

»Ja?«

»Also, du hattest Recht gehabt, Tom.«

Das überraschte etwas.

»Recht? Womit?«

»Na, erinnerst du dich noch, dass du am Anfang total skeptisch warst und mich verdächtig hast, mit der Dogge gemeinsames Spiel zu machen und nur auf einen Moment zu warten, euch zwei um die Ecke zu bringen?«

Tom dachte eine Weile angestrengt nach. Das war so lange her. Aber dann kam es ihm Stück für Stück wieder; wie Jerry und er nass bis auf die Knochen gerade an Bord von Ludos Kutter gekommen waren und ihm erzählt hatten, sie wären Geheimagenten und wie Tom den Hund nicht

aus den Augen gelassen hatte, im festen Glauben, er habe etwas vor.

»Ja, stimmt«, sagte er nach einer Weile.

»Nun ja, du hattest Recht.«

»Was!?!«, riefen TJ gemeinsam aus.

»Na ja, damals kannte ich euch ja noch nicht. Ihr wart bloß zwei Spinner, die meine Mission gefährdeten, was ihr ja auch erfolgreich hingekriegt habt, und dann noch die direkte Anweisung der Dogge vom Chef, die übrigens echt ein Arsch ist – ich wollte euch zu den Wellen locken, um euch aus dem Weg zu räumen. Was daraus geworden ist, habt ihr ja mitgekriegt.«

Wären sie nicht so müde, TJ wären fassungslos gewesen.

»Du hättest uns abgemurkst? Einfach so?«

Brönk sagte erst mal nichts.

»Tut mir ja leid. Und ist doch gut gegangen. Bitte, können wir das nicht einfach vergessen?«

Stille.

»Ich hätte da eine Idee, wie du das wieder gut machen kannst«, sagte Tom schließlich und auf seinem Gesicht breitete sich ein maliziöses Grinsen aus.

In dem TJ nach Innsbruck fahren, Melanie treffen und sie wieder verlieren.

Der Zug nach Innsbruck ratterte gleichförmig über die Gleise. TJ waren tief in ihre Sessel versunken und dösten vor sich hin.

Die Hälfte der Züge, die Österreich durchqueren, haben einen sehr skurrilen, aber nicht unangenehmen Ostblock Charme. Es gibt keine Sitze oder Bänke, der Sitzbereich ist bestückt mit Sesseln. Diese Sessel, in abgegriffenen Blau-, Grün-, Grau- und undefinierbaren Tönen bestechen durch außergewöhnliche Breite, außergewöhnliche Höhe und die Tatsache, in der seltsam verstärkt wirkenden Zugkabine gar nicht aufzufallen, was letztendlich für eine gewisse Geschmackssicherheit in den ehemaligen Sowjetrepubliken spricht.

Die einlullenden Verzierungsmuster und der allgegenwärtige Teppichlook verlocken zu Wohlbehagen und Einmümmeln und lassen einen selbst Gedanken an eine etwaige Sibiriendurchquerung im Falle eines plötzlichen Regierungswechsels relativ gelassen nehmen.

Selbst wenn man in dieser Umgebung plötzlich eine Kalaschnikow und einen kyrillisch geschriebenen Sturmbefehl in die Hand gedrückt bekäme – es würde sich richtig anfühlen und auch der westlichste Mensch der Welt würde tief in seinem Inneren einen Männerchor vernehmen, der melancholische Lieder über Heimat, Arbeit und die weißen Brüste der Frauen jenseits des Ural sang.

Der Kontrast rauschte am Fenster vorbei. Drinnen russische Wohnzimmerhochburgfestung mit Kaminhelligkeit – draußen lichtdurchflutete grüne Landschaften, Wiesen mit

grotesk großen Blumen, schroffe Berggipfel, zum Teil mit Sahne, friedlich grasende Herden und immer wieder blau und wie das Meer glitzernd der Fluss.

Myrrhiam – bitteres Meer.

Jerry klebte mit der Nase an der Scheibe und in seinen Gedanken an Mirjam.

Neben ihm, zum Gang hin, saß ein tief in den Sessel gerutschter und unter seiner Ersatzcap selig grinsender Tom und balancierte auf dem Wolkenseil zum Halbschlaf.

Er hatte Brönk am Ufer vor Ludos Boot endlich dazu gebracht »Wô shì Fâguórén« – ich bin Französin – zu sagen, und über Triumphe dieser Art konnte er sich tagelang freuen.

Vielleicht dachte er auch an Mirjam, dachte Jerry. Tom hatte die beneidenswerte Fähigkeit, sich etwas so plastisch und intensiv vorstellen zu können, dass er manchmal schwören könnte, er hatte es wirklich erlebt. Außerdem war er nach eigenen Angaben Prophet. Er konnte sich in allen Einzelheiten ausmalen, wie Mirjams Haut duftete, wie sie sich anfühlte, wie es leuchten würde, wenn er Haarspitzen von ihr in die Morgensonne hielt, während sie zwischen weißen Laken lagen, die nach dem Tanz ihrer Körper rochen.

Ratatatom. Es erschien Jerry fast ein wenig unwirklich, wie schnell sie sich auf einmal dem verheißenen Ziel näherten. In einigen wenigen Momenten bekam er so etwas wie Panik, dass es zu schnell wäre. Normalerweise reisten sie in Trottgeschwindigkeit. Tom selbst glaubte an die Geschichte der Indianer oder afrikanischen Ureinwohner, die einmal in einem Flugzeug mitgeflogen waren und sich danach demonstrativ so lange hingesezt hatten, bis ihre Seelen sie eingeholt hatten, weil sie einfach zu schnell gereist waren. Tom war Fan der Romane und Geschichten aus den frühen Zeiten der Seefahrt, als man an einem beliebigen Hafen auf

einem beliebigen Schiff anheuern und in die Welt hinaus segeln konnte. Er liebte Geschichten wie die Reisen des Marco Polo, das langsame, gesunde Fortschreiten und Entdecken, jeder Schritt ein Abenteuer, jeder Tag eine neue Welt, Zeit für Gerüche, für Klänge, für Farben, für Gesichter.

Er schrieb sein Glück seinem gemächlichen Lebenstempo zu. Wenn er sich Zeit ließ, hatte auch das Schicksal Zeit, alles für ihn vorzubereiten. Und bei aller Spontaneität brauchten große Pläne Zeit zum reifen, Zeit, von den ersten Gedankenketzen in der Großhirnrinde bis tief ins Mark durchzusickern.

Jetzt flogen sie zu Mirjam. Planlos wie immer, zeitlos wie selten. Alles was sie hatten, war die Adresse ihres Managements. Wenigstens würden sie Eindruck machen, wenn sie mit mehreren Taschen und Paar Skiern in der Tür standen und verkündeten, sie seien gekommen, um zu bleiben.

»Tom?«

»Hm?«

»Was weißt du über Innsbruck?«

Tom kroch langsam aus seiner Schlummerposition.

»Ich kenn da ne Yogalehrerin. Also kennen wäre natürlich zuviel gesagt.«

Jerry hob die Augenbrauen.

Tom sah es und schüttelte den Kopf.

»Nee, nicht was du denkst. So weit bin ich gar nicht gekommen. Ich hab sie auf einem Seminar kennen gelernt, aber da hatte sie schon ein Kind und einen Typen – und einen verdammt heißen Körper. Wenigstens waren wir mal in der Sauna ...«

Er bemerkte Jerrys Blick und räusperte sich.

»Ja ja, okay, nicht schwafeln. Jedenfalls hab ich mich ziemlich in sie verknallt und von den Bergen aus war es ja keine Weltreise bis Innsbruck, deshalb hab ich mal im

Netz ein bisschen vor mich hin geträumt und mir die Stadt virtuell angesehen.«

»Und?«

»Wenn jedes Land so was wie sein Venedig hat – also Italien Venedig, Holland Amsterdam, Deutschland Dresden bei Hochwasser – dann ist Innsbruck das Venedig Österreichs. So in etwa stand das da. Viele kleine Kanäle, viele Brücken, viele ...«

»... Wellen!«

Tom sah Jerry ein wenig skeptisch an.

»Keine Ahnung, so weit hab ich damals noch nicht gedacht. Es soll viele schöne Restaurants und Bars haben, das hab ich mir gemerkt.«

»Is klar.«

Tom schien zu überlegen.

»Sieh's mal so: Wenn wir uns gleich in die Bars reinarbeiten, haben wir im Notfall genug Pisse, um uns gegen jede Welle dieser Welt zu verteidigen, und wenn wir Hilfe brauchen – dann sprechen wir auch schon die Sprache der Retter.«

Innsbruck Hauptbahnhof konnte bei weitem nicht mit Salzburg Hauptbahnhof mithalten. Ein Fakt allerdings, der völlig egal ist, wenn man so oder so sein Gepäck schultern, ziehen und schleppen muss. TJ hatten sehr schnell den angenehmen Teil von Besitzlosigkeit schätzen gelernt, als sie sich nun, beladen mit Taschen, Koffern, Skiern und dem ganzen anderen Krempel, durch den Strom der Leute, die immer an Bahn- und Flughäfen rumhängen und im Weg stehen, Richtung Ausgang tankten.

»Und jetzt?«, fragte Jerry mit dem Bahnhofsgebäude im Rücken und dem Straßengewirr einer unbekanntenen Stadt vor ihnen.

»Direkt hin und auf den Überraschungseffekt setzen oder erst ein Hotel oder so was suchen?«

»Den Überraschungseffekt haben wir doch so oder so.«

»Ich meine den Überraschungseffekt für uns.«

»Ah stimmt. Hm. Ich glaub, ich brauch erst mal ein Bier.«

»Also Hotel.«

»Nichts überstürzen. Erst Bier.«

Sie nahmen eine der Gondeln, die in der Kanalstraße vor dem Bahnhof am Ufer tingelten und ließen sich in die Stadtmitte bringen. Tom stand noch und war damit beschäftigt, sein Gepäck so zu sortieren, dass er Platz zum Sitzen fand, als der Gondoliere ihn auch schon aufforderte, das Boot zu verlassen.

»Aber ich hab mich doch noch nicht mal hingesetzt.«

»Aber wir sindde da!«, italienisch-österreichte es ihm entgegen. »Oder wollene make Große Rundfahrt?«

Tom drehte sich in die Richtung um, aus der sie gekommen waren. Der Punkt, an dem sie abgelegt hatten, lag genau gegenüber.

»Äh, und wie lange dauert diese Rundfahrt?«

»Dauerte zwei Stunden. Davon verbringen eineinhalb Stunden in die Eiscafe Venezia, bei Paolo, meine Schwager. Iste gleich da vorne.«

»Tja dann, nein danke. Was sind wir ihnen schuldig?«

»Makte funfzehn Euro. Pauschalpreis.«

Tom fragte sich, ob Wellen vielleicht gerne Pasta aßen.

Innsbruck erwies sich als Alpenjuwel mit bescheidenen Ausmaßen. Eingekegelt in die erhabenen Rücken schlafender steinerner Riesen, fehlte der Stadt einfach der Platz zum wachsen. Als gemütliche Studentenstadt und mit klein und niedlich gehaltenen Häusern dümpelte der Regierungssitz

Tirols vor sich hin und erklärt vielleicht somit die relative Zurückgebliebenheit seiner Landbevölkerung.

Mit relativ meine ich natürlich den bewahrten Sinn fürs Ursprüngliche, die Liebe zu Land und Natur, den Vorzug ehrlicher Bauernarbeit vor hektischer Stadtmentalität und das funktionieren schreiend bunter Plakate mit platten und aggressiven Schlachtrufen im Wahlkampf.

Es nahm sich angenehm aus, dass die Innsbrucker sich weigerten, sich, statt in die Breite, in die Höhe auszudehnen.

Auch wenn Tom und Jerry das zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, es gab keine Hochhäuser in Innsbruck. Wollte man einen Blick über die Stadt erhaschen und befand sich nicht gerade in einem Flugzeug oder an einer Steilwand, so gab es nur zwei Möglichkeiten – den Dom und ...

»Scheiße, was ist denn das für ein Ungetüm?«

Jerrys Stimme verlor sich etwas auf dem Weg nach oben und außerdem war sie sowieso schon schwach, weil sein Kopf sehr weit im Nacken lag und von hinten auf seine Stimmbänder drückte.

TJ standen auf einem mittelalterlichen Platz, linker Hand von ihnen befand sich ein Prunkerker, wie angeklebt an einer Hauswand, mit einem goldenen Dach, das geschuppt war wie ein Drachenpanzer. Sie hatten sich dem Gebäude neugierig genähert, als ein dicker Schatten auf das Dach fiel. Instinktiv hatten sie sich nach dessen Ursprung umgesehen und dabei den Stadtturm kennengelernt.

»Sag du's mir, Turmbezwinger, von Gott erhöhter«, grinste Tom zurück, aber auch das Grinsen zog etwas wegen der ungünstigen Kopfposition.

Ich sag's einfach mal. Innsbrucks Stadtturm, erbaut und genutzt als Kerker, Feuerwache, Wachturm genereller Art und für die Einhaltung der Nachtruhe im speziellen, war

als Rathaussturm erbaut und später mit einer neuen Renaissancehaube veredelt und seltsam deformiert worden.

War der ursprüngliche Körper quadratisch, bullig, gut gewesen, wirkte die nachträglich angefügte Kuppel wie ein Klecks Sahne auf dem falschen Kuchen.

Aber er war gewaltig. So gewaltig, dass man nicht umhin kam, in ihm das Phallussymbol der männlichen Identität Innsbrucks zu sehen. Auch zu diesem Bild passte das neue runde Dach viel besser als das alte.

»Vergleich mal die Adresse, wenn sie nicht hier wohnt, weiß ich auch nicht«, feixte Tom.

Jerry warf ihm einen genervten Blick zu, sah aber dennoch in seinen Notizen nach, wo sich Mirjams Management befand.

Die Adresse lautete seltsamerweise nicht Stadtturm, ehemalige Wohnung des Türmers (ein Wortspiel in sich; ich stelle mir dabei vor, wie der Türmer, eine seiner Hauptaufgaben die Überwachung der Ruhezeiten seiend, des Nachts oben, schlaftrunken, auf seiner Fensterbank lehnt, während unten betrunkenene Jugendliche laut grölend vorbei ziehen. Der Türmer ruft darauf hin: »Obacht, junge Gesellen, habt ein Einsehen zu dieser späten Stunde und verschonet die braven Bürgersleut mit euren, wenn schon nicht lieblichen, so doch sehr lauten Gesängen!« (freilich alles auf Tirolerisch, das eine noch schwierigere und manchmal absurdere Sprachgattung darstellt, als Österreichisch an sich, daher sei der Leser auf einschlägige Kurse oder youtube-Videos verwiesen), woraufhin die Burschen rufen: »Was, wenn wir kein Einsehen haben?« und der Türmer wieder: »Dann ziehe ich mir was an, schleppe meine müden und alten Haxen die hundertachtzig Stufen bis auf ebenes Terrain herunter, schließe die drei Schlösser an der Eingangstür auf, stelle den schweren Riegel zur Seite und ziehe euch sodann die Ohren lang oder länger.« »Ach nee, dann türmen wir lie-

ber!« Und dann türmen sie vor dem Türmer. Irgendwie völlig bescheuert.), aber dennoch ließen sich TJ im Schatten der mittelalterlichen Fassade in einem Eiscafé mit Blick auf den seltsamen Hochbau nieder, um die Stadt auf sich wirken zu lassen.

Sie saßen noch gar nicht so lange, als zwar der Schatten nicht wich, aber dennoch die Sonne sie beschien. Mirjam ging genau an ihrem Tisch vorbei. Zwei Meter entfernt, zum greifen nahe. Obwohl beide sie sahen und das zur gleichen Zeit, war keiner von ihnen fähig, diese Information direkt zu verarbeiten. Sie saßen da und starrten. Und weil die Welt nicht, wie sie, anhielt, starrten sie Mirjam hinterher, die weiterging und sich entfernte.

Dann muss irgendwas in den Köpfen der beiden passiert sein, denn Tom sagte: »Scheiße, läuft die hier einfach so freierum!« und dann zu Jerry: »Ab jetzt sind wir Feinde.«

Das war der Startschuss. Wie von der Tarantel gestochen schossen beide aus ihren Stühlen hoch und rannten der blonden Schönheit hinterher. Jerry griff sich seine Skier. Als Tom das sah, kam er in Zugzwang, griff wahllos in eine der Reisetaschen und rannte mit einer der Whiskeyflaschen in der Hand los. Tom war ein wenig größer und Jerry behindert durch die langen Skier, daher kamen beide zeitgleich bei der aus Goldfäden gesponnenen Frau an. Sie trug einen schwarzen Bürorock, das sind die Dinger die nicht so kurz wie ein Minirock sind, aber dadurch, dass sie direkt auf dem Knie enden, noch viel mehr dazu verlocken, sie nach oben zu schieben und das fruchtbare Land darunter zu bestellen, und eine weiße Bluse darüber. Das verhaltene Getacker ihrer nicht allzu hohen aber dennoch eleganten Schuhe kam zum Stillstand, als vor ihr zwei seltsame Männer in bunten Klamotten knieten, der eine mit ein paar Skiern in der Hand, der andere mit einer Flasche Cragganmore.

Zuerst sagte niemand etwas.

Jerry hatte sich nicht allzu viel gedacht, als er sich die Skier geschnappt hatte, es war eher eine Art Reflex gewesen. Auf der Rennstrecke hatte er sich etwas ähnliches wie einen Plan zurecht gelegt und jetzt wollte er die Überraschung seiner Gegenüber nutzen und durch Verwirrung punkten.

»Mirjam,«, setzte er an und wollte eigentlich weiter machen mit »diese Skier, wenn auch zum Anleiten von Deutschen verwendet, bringe ich dir als Gabe dar, sind sie doch von österreichischem Blut gelenkt und gewachst und manchmal auch benetzt worden und werden sich deiner genauso wie ihr Halter würdig erweisen in einer jeden Herausforderung, sei sie sportlicher Natur oder mehr handfester Art, wenn ich jemandem die Bretter über die Rübe ziehen muss um deine Ehre zu verteidigen.« Bevor er sich jedoch um Kopf und Kragen reden konnte, sagte Mirjam: »Melanie.«

Unbeirrt davon begann Tom ebenfalls: »Mirjam,«, und sein Text wäre gewesen: »als Opfer bringe ich Euch diese Flasche dar, aus edelstem Geist, in langer Handwerkskunst gemacht und auf einem abenteuerlichen und beschwerlichen Wege behütet, um sie Euch in die zarten Hände zu legen, so Ihr das Bedürfnis verspürt, Euch mein Gesicht und meine Gestalt schön zu saufen, doch bin ich weit davon entfernt, in Bezug auf Euch solches vor zu haben, denn in meinen Augen seid Ihr perfekt und deshalb werde ich in meinem Leben keine Sekunde mehr von Eurer Seite weichen« – Tom war Alles in Allem etwas offensiver als sein Ex-Freund, hätte Mirjam ihn nicht direkt nach der Anrede ebenfalls unterbrochen und, diesmal eine Spur lauter: »Melanie!«, gesagt.

Das brachte die beiden Ritter ein wenig aus dem Konzept.

Jerry wiederholte, dieses Mal etwas fragender: »Mirjam?« und Mirjam sagte: »Melanie«, worauf Tom sagte: »Melanie«

und Mirjam: »Melanie«, dann hatte es auch Jerry verstanden und sagte: »Melanie« und Mirjam, mit einem leisen Anflug von Erleichterung »Melanie!«, darauf Jerry ein zweites Mal, ebenfalls erleichtert lachend und zu Tom gewandt: »Melanie!«, das dieser mit einem ist-doch-klar Achselzucken beantwortete und ebenfalls skandierte: »Melanie!«, was Jerry, dem das Wort zu schmecken schien, dazu bewegte, es noch einmal zu sagen.

Und dann: »Wer zum Teufel ist Melanie?«

Melanie Weichselbraun, die Zwillingsschwester der bekannten und beliebten österreichischen Moderatorin Mirjam Weichselbraun, die auch in einem Interview mit einer wortkargen und sichtbar nervösen achtzehnjährigen Lena Meyer-Landrut, mit der kaum ein Gespräch zu führen ist, weder Contenance noch Charme verliert, wusste nicht so recht, was sie von den beiden jungen Männern halten sollte, die ihr jetzt gegenüber saßen.

TJ hatten sie – ja, auch bekümmert, aber – dermaßen eindringlich gebeten, sie anzuhören, dass sie es ihnen nicht hatte abschlagen. Sie war auf dem Weg in ihr eigenes Büro, das Management ihrer Schwester, sie würde eine Viertelstunde vor sich verantworten können, denn, wenn auch skurril an sich, warfen sich auch vor einer solchen Frau nicht jeden Tag zwei hübsche junge Burschen in den Staub, um um ihre Gunst zu buhlen.

Seit Melanie den beiden versucht hatte zu erklären, dass sie Melanie war und nicht Mirjam, sondern ihre Schwester, hatte Tom wieder diesen misstrauischen Blick, den er auch gegenüber Brönk am Anfang gehabt hatte.

Jetzt saßen sie im Eiscafé an den Plätzen, die sie vor ein paar Minuten fluchtartig verlassen hatten und versuchten, Licht in ihre jeweiligen Dunkel zu bekommen.

»Also eis seids auf der Suche nach meiner Schwester?«, begann Melanie/Mirjam.

»Wenn es eine gibt ...«, murmelte Tom leise. Er nahm der Frau vor ihm die Scharade nicht ab und hatte Jerry in einem Moment, in dem sie hinter ihr zu ihren Plätzen im Café zurück gegangen waren, zugeflüstert, dass das hundert Pro Mirjam sei, die nicht erkannt werden wollte und daher ein Alias vorschob.

»Klassische Prominententaktik!«, hatte er fachmännisch ergänzt und auch so geguckt.

Als Melanie/Mirjam jetzt ihre Frage stellte, hob er an: »Also, die Sache ist so: Wir zwei sind Geheimagenten und ...«

Jerry stöhnte und fiel ihm ins Wort.

»Entschuldigung, mein Freund ist noch ein bisschen verwirrt von der Bergluft. Wir sind natürlich keine Geheimagenten ...« »Klar saids ihr keine, Geheimagenten dürfen das doch nicht von sich sagen, lernt man das nicht direkt in der Agentenschule?«, unterbrach ihn ... die halt, und grinste.

Tom sog hörbar Luft ein und warf Jerry, ganz ungeheim, einen Siehst Du?-Blick zu.

Jerry ignorierte ihn und fing an zu erzählen. Wer sie waren, woher sie kamen, warum sie sich auf den Weg zu Mirjam gemacht hatten und was sie dabei alles erlebt hatten. Er hatte nichts zu verlieren, selbst wenn das vor ihnen Mirjam war, die sich als eine andere ausgab, dann wusste sie jetzt wenigstens, woran sie war.

Melanie ging es ähnlich wie Tom. Die Geschichte, die sie hörte, war so absurd – und Jerry hatte die Hunde, die Kühe und die Wellen wohlweislich nicht erwähnt – und bescheuert, dass sie nicht wusste, was sie glauben sollte.

Konnte man so belämmert sein, wie die zwei es von sich vorgaben? Einem Phantombild blind nachlaufen und dann

auch noch in die falsche Richtung, von der Sache mit dem Gepäck ganz zu schweigen.

Konnte man sich mit zwei Irren wie denen einlassen?

Andererseits war Melanie eine Frau, und diese Spezies nicht für ihre Rationalität bekannt, sondern für Emotionalität und Intuition. Und Titten natürlich, aber die sind gerade nicht das Thema.

Melanie war auf eine vermutlich nur von Geschlechtsgenossinnen nachvollziehbare Weise gerührt, was TJ auf sich genommen hatten, nur um ihrem Herzen zu folgen, selbst, wenn sie nicht das eigentlich Ziel dieser Schwärmerei war. Vermutlich gab das den Ausschlag dafür, dass sie aufhörte, sich verstohlen nach etwaiger Hilfe von Passanten im Falle eines Falles umzusehen, und ihnen statt dessen anbot, mit ins Büro zu kommen, wo sie ihnen beweisen würde, dass sie nicht Mirjam war, eine Richtigstellung, die Tom nach wie vor forderte.

So schulterten, zogen und schleppten TJ wieder mal ihre Habe und aufmerksame Passanten konnten kurz darauf zwei laufende Taschenberge einer zierlichen blonden Frau die Straße hoch folgen sehen.

Ironischerweise lag das Büro des Managements fast genau in der Straße, in der auch der Stadtturm stand, nur ein bisschen weiter oben und außerhalb des historischen Stadtkerns.

Auf dem Weg dorthin hatte Jerry unangenehm bemerkt, wie sich die Straße dem großen Flussarm des Inn immer weiter annäherte. Er hatte versucht, es als natürlich anzusehen und sich gefragt, ob er sich jemals wieder angesichts einer größeren Ansammlung von Wasser entspannen könnte. Unbemerkt von Melanie hatte er Tom und sich zwischen sie und die Flussseite bugsirt und in seinen Unterleib gefühlt, ob er im Fall der Fälle Waffenmaterial zur Verfügung hätte.

Zu seiner vorübergehenden Beruhigung lag das Haus auf der vom Fluss weggehenden Straßenseite.

Er hatte sich das Büro anders vorgestellt, ein bisschen so, wie die Großraumbüros von Zeitungen in Filmen aus den Achtziger Jahren. Oder wenigstens wie die Großraumbüros in den Filmen der neunziger Jahre. Oder allerwenigstens so, wie die unrealistischen Arbeitsorte angeblicher Studenten in Vorabendsoaps von heute. Aber es war einfach nur ein Zimmer in einem großen, im Herrschaftsstil erbauten Haus, in dem noch etliche andere Firmen hausten.

Ein kleines Schild an der Tür wies bescheidenen den Namen der Agentur auf, in dem Zimmer waren ein Paar Aktenschränke, ein relativ großer Schreibtisch und ein paar dezente Drucke an den Wänden. Der Blickfang war das große Panoramafenster hinter dem Schreibtisch, das zum Fluss hin öffnete und so gut wie die gesamte Breite des Raumes einnahm.

TJ hatten Bilder, Poster von Mirjam, Urkunden mit Ehrungen, Oscars, Grammys, irgendsowas erwartet, aber das einzige, was außer den Stilblüten an der Wand hing, war auf der von der Tür aus gesehen rechten Seite des Zimmers ein großer Kalender, der auf das Foto eines bergigen Hintergrunds gedruckt war.

Melanie, die Jerrys Blick bemerkt hatte, sagte: »Des isch die Nordseiten.«, und als Jerry offensichtlich nichts mit dieser Information anfangen konnte: »Zum Fluss raus, des isch die Westseite, deswegen hon i an Poster mit der Nordseiten aufg'häng. So föhl i mi foscht wie an der frischen Luft.« und veredelte ihre Aussage mit einem Lächeln, das nach Jerrys Empfinden auch Gletscher auf Papier zum schmelzen bringen könnte.

Da Jerry außer in dem Lächeln versinken nichts weiter zustande brachte, setzte Melanie noch ein zögerliches:

»Versteahts eis Österreichisch?« nach, was Tom, der sich ebenfalls ungewohnt bedeckt hielt, mit einem: »Ich kann ein paar Brocken Chinesisch. Ich glaube, die kommen aus der selben Sprachfamilie.«, kommentierte, was wiederum Jerry zurück in die Gegenwart holte.

Insgesamt war ihm die Situation ein bisschen unangenehm. Er wollte eigentlich einen guten Eindruck bei der Schwester der Königin seines Herzens machen, aber Tom und er standen mit ihrer Taschenarmada wie Schuljungen vor Melanie und warteten blöde, dass irgendetwas passierte.

Zum Glück sind Frauen aus Feenstaub gemacht.

»Kemp, setzt enk.«, forderte sie eine fröhliche Melanie auf und in Ermangelung anderer erreichbarer Sitzflächen, ließen TJ sich direkt auf ihren Taschen nieder.

»Eine Sekunde.«, Melanie wühlte in ihrem Schreibtisch herum.

»Do, schauts.«, sagte sie dann und reichte den beiden ein paar lose Fotografien. Tom saß näher und nahm sie an sich. Wortlos, gab er sie einzeln an Jerry weiter. Als auch dieser alle Fotos durchgesehen hatte, strahlte sie mit raumfüllender Präsenz und fragte: »Und, überzeugt?«

Auf den Fotos waren – Oh Wunder! – zwei Mirjam Weichselbrauns nebeneinander zu sehen. Manchmal individualistisch, manchmal gleich gekleidet wie Zwillingss- und andere Kinder mit grausamen Eltern. Manche der Fotos waren offensichtlich gestellte Aufnahmen, andere Schnappschüsse.

Die eine, das fiel auf, war ein wenig größer, die andere etwas kleiner. Sonst glichen sie sich wie ein Ei dem anderen.

Jerry, der noch das letzte Bild betrachtete, auf dem beide im Dirndl bis zum Dekolleté abgebildet waren, wollte gera-

de fragen: »Welche bist du und welche ist Mirjam?«, als er von Tom neben sich: »Nein.«, hörte.

Da ihn jetzt zwei Leute im Raum anstarrten, musste er etwas sagen. Zögerlich begann Tom mit: »Das können genauso gut Fotomontagen sein.«

Er erntete einen sehr ungläubigen Blick von Melanie und ein Stöhnen von Jerry.

»Wieso sollen das denn Montagen sein?«, fragte ein genervter Freund.

»Na, genau wegen so Sachen wie heute. Wenn ich ein Promi wäre, würde ich das genauso machen.«

»I bin ober koan Promi.«, addete eine nicht auf den Kopf gefallene Melanie.

»Was zu beweisen wäre.«, konterte Tom und lehnte sich nach vorne, wobei er die Arme auf dem Tisch verschränkte.

Melanie, die die Herausforderung annahm, lehnte sich ebenfalls nach vorne, wobei sich die Stirnen der beiden etwas nahe kamen und sagte: »Mia doch scheißegal wenn's mia net glaubt. Könnts ja gehen, oder?«

Tom ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Nein, können wir nicht.«

»Und wieso nett?«

»Frag mich, warum ich nicht glaube, dass es zwei von euch gibt.«

Melanie blinzelte kurz. Auch eine bemerkenswerte Fähigkeit von Frauen, dass sie riesige und kleinere, aber eben auch riesige Entscheidungen in einem Wimpernschlag treffen können und nachher, auf Nachfrage, meterlange Argumentationsketten präsentieren, für die ein Computer mehrere Minuten brauchen würde und die sie angeblich komplett in diesem Wimpernschlag verarbeitet hatten.

Vielleicht halten sie unbewusst die Zeit an, für sich oder ihr Gegenüber.

Bei Tom wäre es egal gewesen. Er und Melanie/Mirjam fochten einen stummen Blickkampf aus, bei dem keiner wich, und an der Spannung zwischen ihren Pupillen hätte man eine Zigarette anzünden können.

Der Wimpernschlag unterbrach dieses Band für eine Sekunde, aber als sie die Augen wieder öffnete, bohrte sich ihr Blick mit doppelter Hitze in den von Tom und sie sagte: »Ja, sog, warum glaubst mir net, dass es mi und mei Schwester gibt?«

Tom zögerte seine Antwort so lange raus, bis man ein leises Knistern im Raum hörte und Jerry meinte, eine dezente Rauchwolke zwischen den Gesichtern der beiden aufsteigen zu sehen.

Dann sprach Tom.

»Weil es auf dieser Welt nicht genug Schönheit gibt, um zwei Menschen wie dich zu erschaffen.«

Eieiei, das hatte gegessen. Selbst Jerry war ziemlich beeindruckt, und er kannte Tom ja nun schon eine ganze Weile. Zwischen seinem Freund und der geheimnisvollen Schönen knisterte es anscheinend gewaltig. Melanie wusste nicht ob sie grinsen, lachen, weinen, sich bedanken, Tom ohrfeigen, die Bürosicherheit rufen, Jerry aus dem Zimmer schmeißen und abschließen, sich kneifen, aufwachen, in Ohnmacht fallen oder einfach tun sollte, als sei nichts gewesen.

Nach außen blieb sie reglos und schaute Tom scheinbar unbeeindruckt weiter in die Augen.

Dann kamen ihr endlich die richtigen Worte in den Sinn: Du kleine Ratte, wirst schon noch sehen, dir werd ich's zeigen.

»Und wos, wenn's dacht?«, fragte sie schließlich. »Wenn du mi und meine Schwester vor dir sigsch, wos mochsch donn?«

»In diesem Fall«, lenkte Tom ein, »würde ich vor dir auf die Knie fallen und ...« »Des hosch schun a mol gemocht.« unterbrach ihn Melanie.

»Ja, aber nicht vor dir. Bisher bist du nichts weiter als ein Fragezeichen, das zufällig so aussieht wie jemand, den ich hübsch finde. Und frech bist du auch. Sagen wir mal so: Wenn's stimmt, dann lasse ich mir was einfallen. Aber wie finden wir es heraus?«

Melanie lehnte sich zurück, ob wegen der Hitze oder einfach, um Jerry auch mal wieder einzubeziehen, weiß ich nicht, aber aufgeräumt fragte sie: »Bis wenn seid eis in der Stodt?«

TJ sahen sich an und zuckten mit den Schultern. Bei Jerry hieß das soviel wie: Keine Ahnung, mal sehen, hab ich mir noch keine Gedanken drüber gemacht, bei Tom wiederum: So lange wir müssen oder hast du einen besseren Vorschlag?

Melanie sprach noch kein chaotisch, aber ihre Frauenkräfte halfen ihr schnell beim entschlüsseln der nicht besonders anspruchsvoll codierten Körpersprache, und ohne groß auf Antwort zu warten, sagte sie: »Die Miri kimp morgen Obend. Wenn eis bis sem ausholtet, kennt eis jo vorbei schauen und donn selber seign. Und iatz entschuldigt's, i hon no a bissele zu tian. Wenn eis wellt, vorm Ufer direkt auf der onderen Straßenseite kennt eis a Gondel direkt zu der Jugendherberge nemmen, isch net weit.«

Jerry spürte innerlich einen leisen Anflug von Enttäuschung. Ein wenig, ganz leise hatte er gehofft, dass Melanie sie beide aufnehmen würde. Dann wäre er Mirjam schon nä-

her und wenn sie morgen käme – mein Gott, ein Tag trennte ihn nur noch von ihr, bei dem Gedanken wurde ihm ganz seltsam. Außerdem zog er noch eine ganze Menge andere hinterher, die im Grunde nur für Jerry interessant waren und deswegen lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf Tom, der wie immer Witterung aufgenommen hatte und Melanie direkt fragte, was sie denn an diesem Abend vor hätte.

»Diese Stadt muss winzig sein.«, war Toms Kommentar, als auch diese Gondel sie nach unter einer Minute Fahrtzeit direkt an der Jugendherberge ablieferte. Grummelnd checkten die beiden ein und machten sich dann auf den Weg, die Stadt zu erkunden.

Entgegen ihrer sonstigen Art schwiegen sie. Normalerweise waren sie wie zwei kleine Kinder, die alles kommentierten, was sie sahen und sich dabei auch meistens nebenbei gegenseitig verarschten. Aber während sie über die Brücken und durch die kleinen Straßen Innsbrucks schlenderten, hingen beide ihren Gedanken nach.

Jerry fühlte sich seltsam. Er hatte so etwas wie Mirjam gegenüber gestanden und als sich herausstellte, dass es ihre Schwester war, hatten seine Gefühle sich nicht verändert – sie waren beeindruckend unbeeindruckt geblieben.

Er hatte Tom zusehen können, wie er Melanie den Hof machte, ohne dass sich in ihm alles herumdrehte. Etwas in ihm hatte von Anfang an gewusst, dass es nicht die richtige Version der Frau seines Lebens war – oder war sie nicht die richtige Frau? Was, wenn er morgen, wenn Mirjam kam, genauso empfand? Was, wenn alles nur Einbildung, Suff-induzierter Humbug war? Vielleicht sollte er einfach Melanies Bereitschaft nutzen und es auf einen Dreier anlegen, wäre vermutlich kein Unterschied ...

In der nächsten Sekunde schämte er sich schon für den Gedanken, schließlich war er nicht Tom.

Er drehte sich zu seinem Freund um. Tom ging neben ihm und war offensichtlich in Hochstimmung, aber dennoch ebenfalls selten schweigsam. Seine Hochstimmung erkannte man an einem gewissen Zug um seine Mundwinkel. Es war noch nicht Arroganz, auch noch nicht genug zur Überheblichkeit, aber dennoch ein siegesgewisser Ausdruck und wenn man ihn sah, musste man sich für gewöhnlich vorsehen, denn in so einer Stimmung legte Tom sich gerne aus Spaß mit der ganzen Welt an, einfach um zu ratteln und zu shaken, wie er es ausdrückte, ohne dies wiederum genau erklären zu können.

Was ging in Tom jetzt vor?

Jerrys Augen verließen seinen unergründlichen Freund und seine Aufmerksamkeit zog sich in sein Inneres zurück. Sie passierten die Reste der alten Stadtmauer, ließen sich vom Strom der Passanten durch kleine und große Gassen treiben, über Brücken und unter Torbogen hindurch, über die großen Plätze und an den malerisch gelegenen Kanälen entlang.

Sie aßen in einem Indigo und verfolgten schweigsam kauend das Dahingleiten der Gondeln auf dem allgegenwärtigen Wasser.

»Vermutlich Haaröl.«, sagte Tom irgendwann in die Stille.

»Was?«, fragte ein aufwachender Jerry.

»Ich glaube, die Wellen lassen die Gondolieri in Ruhe, weil sie sich so mit Haaröl zuschmieren. Wenn ich eine Welle mit einem ungünstigen Beobachtungswinkel wäre, würde ich auch denken, denen hat jemand auf den Kopf gepinkelt.«

»Vielleicht sind die hier einfach entspannter. Also, die Wellen meine ich. Die Gondolieri sind es bei den Preisen ja allemal ...«

»Vielleicht sollten wir es einfach herausfinden.« Tom sah Jerry herausfordernd an.

»Ich meine, irgendwie müssen wir den Tag rum kriegen. Ich muss was tun, sonst platze ich.«

Mirjam hatte ihnen für den Abend zugesagt. Sie hatten gehofft, sie würde ihnen ihre Heimadresse sagen, damit sie sie dort abholten, aber sie hatte darauf bestanden, sich mit ihnen vor dem Büro zu treffen. Sie hatten sich für halb neun Uhr abends verabredet und vergessen nachzufragen, ob sie essen gingen oder nicht.

Abgesehen davon war es gerade Mittag und sie hatten bereits alles gesehen, von dem sie vermuteten, dass man es in Innsbruck sehen konnte. Die Stadt war wirklich winzig. Wahrscheinlich übersahen die Wellen sie einfach.

»Beinhaltet dein Plan Alkohol?«, fragte Jerry.

»Natürlich.«, sagte Tom.

»Na gut.«, lenkte er schließlich ein. »Zwei Bier. Mehr nicht.«

Als Melanie um viertel vor Neun vor dem Haus, in dem ihr Arbeitsplatz war, ankam, standen dort zwei seltsam hysterisch lachende Ex-Skilehrer, die, als sie sie sahen, sofort verstummten und Haltung annahmen, nur um direkt wieder in frenetisches Lachen auszubrechen.

»Wos isch denn mit enk los?«, fragte Melanie.

TJ bemühten sich, Luft zu bekommen und einigermassen gerade zu stehen.

»Wir ...« begann Jerry, aber dann zerplatzten artikulierte Worte in einem erneuten Lachanfall.

»Wir ...« versuchte auch Tom, ehe auch er nicht mehr an sich halten konnte und anfang zu gackern.

Melanie konnte nicht anders, als mitgrinsen. Es gibt zwei Dinge, die der Mensch automatisch nachmacht, wenn

sein Gegenüber sie vormacht: Lächeln und Nicken. Tom und Jerry waren natürlich voll, aber an einer guten Grenze, noch auf der »Alles schön«-Seite, also hakten sie eine jugendlich-neugierige Melanie einfach unter und marschierten zu dritt Arm in Arm in die Stadt hinein.

Sie hatten am Nachmittag Bier gefunden und dann Hunde und dann Wellen. Die Hunde wussten natürlich über Österreichs Nahkampfkomitee und über den Zwischenfall am Wiener Stausee Bescheid, »aber«, wie ein alter und träger Boxer ihnen erklärte, »hier ist nichts los. Die Wellen sind friedlich, die Katzen scheu, das Klima mild und die Tiroler Wurst ein echter Gaumenschmaus. Probleme haben eher die Kollegen im Norden. Passau ist der Brutherd des Wellenwahnsinns, weil da drei Flüsse zusammenkommen und die Wasser da denken, sie wären's.« Sagte es und kaute auf einem Grashalm herum, wie Tom Sawyer. TJ hatten ihr Bier mit den Hunden geteilt und die alles andere als alkoholresistenten Tiere hatten angefangen, eine skurrile Geschichte nach der anderen zu erzählen. Wie sie den Gondolieri in die Gondeln pissten, wenn keiner hinsah, oder manchmal in der Nacht vom Stadtturm aus herunterkackten, wenn lärmende Touristen vorbei gingen, und so weiter. Entgegen ihrer Abmachung waren TJ schnell bei vier fünf Bier und ab einem gewissen Level waren ihnen auch die langweiligsten Geschichten spannend vorgekommen, woraufhin sie natürlich noch mehr tranken um im Gespräch zu bleiben.

Irgendwann waren sie auf die Idee gekommen, die Wellen aufzumischen und dafür war ihnen nichts besseres eingefallen, als Bier ins Wasser zu kippen. Als sie einmal die Aufmerksamkeit, der zwar trägen, aber friedlichen Wellen hatten, hatten sie angefangen, Hundeball zu spielen. An einer engen Stelle des Flusses standen Tom und Jerry an

gegenüberliegenden Ufern und schubsten sich gegenseitig Hunde übers Wasser zu. Die Tiere waren selber komplett betrunken und steuerten außer einem lang gezogenen Whiiiiiiiffff nichts bei, außer schreiend komisch dabei auszusehen, wie sie auf dem Rücken mit angezogenen Pfoten von den Wellen hin und her getragen wurden. Sie drehten sich dabei permanent und ihre rosa Zungen hingen ins Wasser und selbst den Wellen schien das Spaß zu machen.

Als ein Gondoliere vorbei kam, entlud einer der Hunde spontan seine Blase auf der Mitte der Strecke und die auch hier gegen Urin allergischen Wellen wichen sofort auseinander und öffneten einen tiefen Graben für Gondel samt Fahrer. Plötzlich ein Stockwerk tiefer konnte dieser nur noch »Merda, e allora?« rufen, ehe ein weiterer Hund vorbei getrieben kam, der ihm auf den Kopf pinkelte. An dieser Stelle waren TJ schier zusammengebrochen vor Lachen.

Sie hatten sich von den Hunden verabschiedet, dem irgendwann den Fluten entsteigenden Gondoliere versichert, man würde es überhaupt nicht sehen und sich in die Jugendherberge zu Dusche und Kleidungswechsel aufgemacht, denn der Zeitpunkt ihrer Verabredung war schon nah.

Zu nah, um auszunüchtern, was auch der Stimmung deutlich abträglicher gewesen wäre, als das Level zu halten. Sie hatten Melanie lachend von der Hundeaktion erzählt, ohne zu erklären, wie sie zustande gekommen war, und Melanie hatte sich einfach mit ihnen gefreut.

Unterstützend wirkte sicherlich, dass TJ nun wieder im Vollbesitz ihrer Garderobe waren und sich dem Anlass entsprechend kleiden konnten. Beide trugen modische Hemden mit breiten Kragen, Jerry schwarz, Tom weiß, sie hielten das immer so, beziehungsweise, wenn sie sich im Hotel auf dem Gang zum weg gehen getroffen hatten, hatte immer einer von

ihnen ein schwarzes und einer ein weißes Hemd an; Tom vermutete manchmal, dass Jerry irgendwie spickte, aber es war ihm schleierhaft, wie. Sie hatten die oberen drei Knopflöcher offen gelassen und strahlten von den Erlebnissen des Tages.

Melanie, der sie gesagt hatten, dass sie sich keine schöneren Hände vorstellen konnten, in die sie ihren Abend legen konnten, führte sie erst in ein schickes Bistro und danach durch die zwar in ihrer Anzahl überschaubaren, aber ihrem Ruf als stilvoll und heimelig gerecht werdenden Bars der Innenstadt.

Sie lachten, sie tranken, sie redeten, sie flirteten.

Es wurde später und intensiver. Melanie warf sich an Jerrys Hals und sah Tom herausfordernd an. »Sorry«, säuselte sie, »aber ich glaube, dein Freund trägt meine Farbe.«

Tom reagierte nicht sofort. Sie schwenkte einmal von Jerrys rechter auf seine linke Seite, lehnte ihren Kopf auf seine Schulter und sagte dann: »Ich bin die me-la-ni-e«, wobei sie besonders das ni und das e betonte, »die schwarze, die dunkle und verruchte. Ich fürchte, weißer Prinz, ihr habt euch in die Hexe verliebt.«

Tom kam näher. »Wie könnte ich auch anders? Bin ich das Licht, so seid ihr mein Schatten. Wir gehören zusammen vom Anbeginn der Zeit bis in die Ewigkeit.«, er legte ihr einen Arm um die Taille, »Untrennbar vereint und eines der Sinn und Ursprung des anderen. Gibt es eine größere Liebe als zwischen zwei Dingen, die in einem ewigen Kuss verharnt sind?« Er schaute ihr tief in die Augen, er versank förmlich in ihnen. Sein Mund näherte sich dem ihren. Jerry hielt von hinten heldenhaft stand.

Aber sie entwand sich, lange noch nicht am Ende mit ihrer Neckerei. Sie lief mit aufreizend wackelnden Hüften auf die Tanzfläche und machte einem Fremden schöne Augen.

Tom lief hinterher, sie ließ sich werben, kokettierte, näherte sich ihm, tanzte davon, drehte sich um sich selbst und um ihn. Schließlich lag sie in seinen Armen. Ihr Kopf war an seine Schulter geschmiegt und sie summte leise das Lied, das aus den Boxen sang, mit. Der DJ hatte endlich ein Einsehen mit den Paaren gehabt. Die schnelleren Beats hatten sie umher getrieben, aufgemischt, zusammengedrückt und auseinandergestoben. Die Hüften hatten nicht ineinander gefunden und die nebenan Tanzenden jede Zärtlichkeit vereitelt.

Jetzt standen sie, wie in einer Kinderdisco, eng umschlungen, wankten vor und zurück und aus Alibi im Kreis, manche streichelten sich, manche küssten sich, manche verkrochen sich ineinander.

Tom und Melanie standen genau in der Mitte. Seine Hand streichelte ihren Unterarm. Ihre andere Hand seinen nackten Rücken unter dem Hemd. Irgendwann schaute sie auf. Er schaute hinab. Ihre Augen stellten eine Frage. Seine Augen gaben eine Antwort. Die Farben und Geräusche um sie herum lösten sich auf, wurden zu Schemen und Wolken, Wellen. Sie atmete tief ein und stellte sich etwas auf ihre Zehen, er hielt sie, beugte sich langsam vor, ihre Gesichter kamen sich näher, ihre Münder bewegten sich aufeinander zu, ihre Augen wurden zu Mündern und ihr Atem zu Sprache und dann ... dann passierte es.

15

Le Grand Final.

Tom wachte mit einem epochal dröhnenden Schädel auf. Außerdem war ihm schlecht. Außerdem wusste er nicht, wo er war. Außerdem stand neben dem Bett Jerry und guckte ihn ziemlich wütend an. Vielleicht war es das Beste, einfach weiter zu schlafen. Er drehte sich um, aber ehe er die Decke nachgezogen hatte, hallte Jerrys Stimme unangenehm laut in seinem Schädel wieder.

»Ich hab genau gesehen, dass du wach bist.«

Na und?, dachte Tom. Das ist ja jetzt nicht so besonders.

»Hast du gehört? Du kannst mit dem Spiel aufhören.«

Verdammt, was wollte der Kerl? Jerry klang echt wütend. Widerwillig drehte Tom sich wieder zurück und öffnete langsam die Augen. Die Helligkeit im Raum war wie eine kalte Dusche für seine Sehnerven.

»Morng Jerry«, murmelte er verwaschen.

»Guten Morgen, der Herr!«, kackte es aus Jerrys Mund.

»Haben wir gut geschlafen, ja?«

Der Ton gefiel Tom überhaupt nicht, aber Jerry sprach zu laut, um sich dagegen zu wehren.

»Weiß nich.«, brabbelte er. »Warum liege ich nicht in Melanies Haus?«, fragte er, nachdem die Schemen um ihn herum sich zu Stockbetten verdichtet hatten.

»Weil Melanie sauer auf uns ist! Und weißt du auch warum?«

Verdammt, musste der so schreien?

»Nein, aber du wirst es mir bestimmt gleich sagen.«

»Mann, du hast ihr an die Titten gegriffen!«, Jerry schrie fast.

»Oh.«, sagte Tom, und dann: »Und jetzt will sie, dass ich's wieder tue?«

Jerry warf resigniert die Hände in die Luft und drehte sich um. Gleichzeitig stieß er Luft aus und schüttelte den Kopf.

Tom richtete sich in seinem Bett auf. Die Welt klappte aus der Vertikalen in die Horizontale. Nicht, ohne dabei ziemlich zu rummsen. »Ich hab Scheiße gebaut, oder?«, sagte er zögernd.

Jerry dreht ihm eine Gesichtshälfte zu. »Kann man wohl sagen.«

Seine Stimme klang schon ruhiger. Resigniert und müde, aber nicht mehr so wütend. Das konnte er eh nicht so gut, seine ganze Wut, auch wenn er sie über die Nacht angestaut hatte, hatte sich in den Sekunden davor entladen. Ruhig und sachlich erzählte er Tom, was passiert war. Tom und Melanie hatten mehr als eng getanzt und dann hatten sie sich angelächelt und dann hatte sich ein Arm von Tom komisch bewegt und daraufhin hatte Melanie Tom eine Ohrfeige gegeben, die durch die ganze Bar zu hören gewesen war. Melanie war wutentbrannt an Jerry vorbei gerauscht, hatte ihre Handtasche gepackt und war hinaus gestürmt. Als er zurück gesehen hatte, hatte er Tom noch mit einer Hand in Höhe von Melanies Brüsten dort stehen sehen und sein Blick war immer noch auf die Stelle gerichtet, an der sich Sekunden zuvor die Frucht des Paradieses befunden hatte.

Einer der Barkeeper hatte sich auffällig genährt und Tom, der in jeder Situation einen Blick für so was hatte, hatte Jerry auf die Straße gezogen und dann gleich in die

nächste Kneipe, wo beide ihren Frust weg getrunken hatten. Das heißt, Tom hatte getrunken, Jerry hatte versucht, mit ihm zu reden. Weit war Tom allerdings nicht mehr vom Koma entfernt gewesen und so hatte Jerry ihn schließlich, wie üblich und trotz seiner Wut, zurück in die Herberge geschleppt und sich den Anschiss für den Morgen, wenn er wusste, dass Tom ihn auch registrierte, aufbewahrt.

»Und du weißt echt nichts mehr?«, fragte er einen, ob von Alkohol oder seinem schlechten Gewissen, das wusste er nicht, zerknirschten Tom.

»Nee, gar nichts mehr. Leider.«

Jerry verdrehte die Augen.

»War sie sehr, sehr sauer?«

»Hmhm.«

»Scheiße.«

»Hmhm.«

»Wir kriegen das wieder hin. Versprochen. Ich lass mir was einfallen.«

»Tom, sie will uns nicht mehr sehen. Wenn ich an ihren Blick denke, dann wäre es das Beste für uns, hier schleunigst zu verschwinden ehe noch die Bullen oder so auftauchen.«

»Ach, die wären schon längst hier. Und Melanie ist eine Frau. Herzen wie Federn, Hirne wie ...« Ein mahrender Blick von Jerry brachte ihn zum Schweigen. Tom beschloss, dass es das Beste wäre, das Thema erst mal ruhen zu lassen. Er schälte sich aus seinem Bett und glitt in die Dusche. Als er sich wenigstens annähernd wieder wie ein Mensch fühlte, führte er Jerry zum Frühstück aus.

Eigentlich war es eine groteske Situation, sie waren frei, hatten, na ja etwas, Geld, keine Verpflichtung, waren jung, körperlich gesund und gutaussehend; ihnen lag die Welt zu Füßen, trotzdem hätte jeder, der die zwei an diesem Mor-

gen/Vormittag sah, geschworen, es handele sich bei den beiden um Todgeweihte, Soldaten, unheilbar Kranke oder so etwas. Tom sah auch immer noch ein bisschen unheilbar krank aus. Während er zu den bewährten Maßnahmen gegen einen Kater griff, er vertraute auf die Fight-Fire-with-Fire Technik, also Stress mit Stress zu begegnen; das hieß in diesem Fall viel Kaffee, Eier mit Tabasco, Bratkartoffeln, Pfannkuchen und für die lebensrettende Sofortverwertung frisch gepressten Obstsaft, versuchte er sein Hirn nach einer Lösung zu zermartern, aber das dumpfe, alles überlagernde Dröhnen in seinem Schädel hinderte ihn daran, auf einen grünen Zweig zu kommen. Er überlegte zu beten, aber er schämte sich in diesem Zustand vor seinen Schöpfer zu kommen. Grundsätzlich hatte er ein sehr entspanntes Verhältnis zu der als Gott bezeichneten Macht. »Gott ist eine Berufsbezeichnung, kein Name«, hatte einer seiner Lehrer immer gesagt, und Tom sah das Gott auch nicht als bärtigen Mann in Tunika und Schläppchen, sondern eher als wärmende, positive, verständnisvolle und uneingeschränkt präsente Kraft. Obwohl ihm der blasphemische Aspekt bewusst war, stellte er sich Gott in seinem alltäglichen Leben am ehesten als Gesicht vor, das auf seiner Schulter saß und ihm Popcorn essend bei seinem Irrlauf durch die Existenz zusah. Dabei war der Ton zwischen den beiden eher kumpelhaft, Gott seinen Teil als liebender Vater und Tom seinen als unvollkommener Sohn erfüllend. Selbst die größte Scheiße die Tom bauen konnte, konnte seiner Ansicht nach nicht schlimm genug sein, um etwas wie Gott zu erzürnen. In diesem Fall wäre das nicht Gott, sondern irgendwas kleineres. Die extremste Reaktion, die er sich vorstellen konnte, war ein etwas resigniertes Kopfschütteln und die Worte: »Tom, mein Sohn, was machst du nur?«

Der Grund, warum er jetzt zögerte, einen Plausch zu halten, entstand aus einer Mischung aus Respekt vor einem Freund und Scham gegenüber sich selbst.

Tom, jetzt wird's ein bisschen theoretisch, sah in dem Konzept der Sünde keine Abkehr von Gott. Sünde kam von dem altdeutschen Wort Sunda; ein Sunda ist ein Graben, wer eine Sünde begeht, kauft somit keine Fahrkarte für die Hölle, sondern erschafft einen Graben, eine Trennung, allerdings nicht, zwischen sich und dem Höheren, zumindest nicht auf den ersten Blick, sondern in Bezug zu sich selbst.

Da das Selbst, das gereinigte und idealisierte Bild von sich selbst, letztendlich die Göttliche Grundform eines jeden Menschen ist, überlagert von all den Dingen, die wir tun, obwohl wir wissen, dass sie entweder unnötig, schädlich, suchtindiziert oder aus niederen Motiven entstanden sind, ist eine Trennung von sich selbst, in letzter Konsequenz auch eine Trennung vom Göttlichen – aber mitnichten eine, bei der Gott sich weigert, sie zurückzunehmen. Der Weg zurück führt über sich selbst, über seinen eigenen Schatten.

Seinen Schatten kannte Tom ziemlich genau. Genau genommen gab es, wie bei den meisten Menschen, mehrere. Einer davon war der Alkohol. Wenn er sich dem gegorenen und verfaulten Elixier anvertraute, gab er oft zuviel von sich aus der Hand. Außerdem folgte er seinen Impulsen noch unmittelbarer als sonst schon. Er zweifelte nicht daran, dass sein Übergreifen Melanie gegenüber aus reiner Anbetung ihres Körpers entstanden war – nur ihr das zu erklären oder ein groß genug angelegtes Verständnis von ihrer Seite aus in dieser Angelegenheit zu erwarten, würde vermutlich zuviel verlangt sein.

Alles Drehen und Wenden brachte ihn jedenfalls nicht weiter, er und Jerry brauchten eine Lösung und das möglichst bald. So leise wie möglich schickte er ein Stoßgebet an die Göttliche Adresse, eher so eine Art Email, als ein direktes Gebet.

Er sah zu Jerry rüber, der ebenfalls etwas blass um die Nase war und stumm an seinem Orangensaft nippte. Sein Frühstück hatte er nicht angerührt und Tom fühlte sich ein wenig schuldig, weil er sein eigenes sozusagen eingeatmet hatte.

Er wollte etwas sagen, merkte aber, dass es das Beste war, zu schweigen.

Gedankenverloren saugte er den Rest seines eigenen O-Saftes geräuschvoll durch den Strohalm ein, eines seiner Hobbies, er machte das manchmal minutenlang, ließ den Saft wieder ins Glas fließen, zog ihn zurück in den Mund, ließ ihn mal außen, mal innen am Strohalm zurück perlen, setzte den Halm an die Nase, etc., als der träge Boxer vom Vortag vorbei kam.

»Guten Morgen Jungs«, kläffte er fröhlich und Toms erster Gedanke war, »Scheiße, ich versteh den immer noch, dabei ist es fast Mittag. Nie wieder Alkohol bis morgen.«

»Alles fit bei euch?«

Das konnte man nicht sagen. Jerry sowieso nicht, denn er hörte nur Gekläffe und ein Blick zu Tom brachte ihm ein »Schöne Grüße soll ich dir sagen.« von dessen Seite ein.

Der Boxer setzte sich und leckte sich ein wenig kätzisch. Tom hatte mit »Geht so.«, geantwortet, was den Hund zu einem »Ihr seht auch echt scheiße aus.« ermutigt hatte, woraufhin er von Tom »... sagt der Richtige.« als Antwort bekam.

Der Boxer machte keine Anstalten etwas vorzuhaben und ließ sich unter dem Tisch der beiden nieder. Da von Tom

und Jerry auch nichts mehr kam, sagte er nach einer Weile: »Ist wegen deiner Schnitte von gestern, oder?«

Tom brummte irgendwas.

»Ich bin ja kein Mensch«, laberte der Köter weiter, »aber die sah schon fertig aus, als sie gestern nach Hause ist. Mein lieber Mann, irgendwas muss bei euch da grandios schief gelaufen sein.« Er redete noch weiter und wollte offenbar an den vorigen Tag anknüpfen und ein paar seiner eigenen Geschichten zum Besten geben, doch Tom hörte nicht mehr zu.

Etwas in seinem Kopf hatte Klick gemacht. Er konnte noch nicht genau fassen, was, aber es hatte etwas mit dem zu tun, was der Hund gesagt hatte.

Er ging den Satz noch mal im Kopf durch. Zweimal, dann hatte er es.

»Braup«, unterbrach er das Tier, Braup war übrigens die Abkürzung für »Beobachtungsoffizier, Ruhiger AußenPosten«, »du weißt wo sie wohnt?«

Der Hund hielt in seiner Pfortensäuberung inne und sah Tom an: »Klar, Das hier ist ne Kleinstadt. Ich kann dir von jedem sagen, wo er wohnt und was er den ganzen Tag macht. Die Kellnerin da zum Beispiel ...«

»Ja ja, schon gut. Braup, was weißt du über Mirjam?«

Jerry hatte dem Dialog bisher nur mit einem Ohr zugehört, aber bei Mirjams Namen wurde er hellhörig. Ein zweites Gedankenfenster öffnete sich und begann zu eruieren, wo er schnell Alkohol her bekommen könnte.

»Mirjam«, antwortete Braup, »ist die große Schwester von deiner. Also, sie ist'n Stück größer meine ich damit. Ist witzig, ihr Menschen seht für uns sowieso schon gleich aus, aber die beiden ...« er drohte wieder ins Schwallen zu verfallen.

Tom bat ihn, sich auf Wesentliches zu konzentrieren.

»Wenn sie her kommt, wo wohnt sie dann? Wohnt sie bei ihrer Schwester? Hat sie eine eigene Wohnung?«

»Die hat ne eigene Butze. Aber die ist oft bei ihrer Schwester. Wenn sie länger weg war, ist sie den ersten Abend immer bei ihr oder umgekehrt.«

»Und was machen die dann?«

»Keine Ahnung. Bin ich ein Spanner?«

»Nein, ich meine, bleiben die Zuhause, gehen die weg, kommen noch andere?«

»Mann, du stellst vielleicht Fragen. Geh doch hin und frag sie.«

»Nein, das musst du heute für mich machen.«

Mirjams Flug aus Berlin hatte eine halbe Stunde Verspätung. Als sie mit der Propellermaschine auf dem der Stadt entsprechend kleinen Flughafen in Innsbruck landete, begrüßten sie die vertraute klare Luft und eine zwar untergehende, aber in ihrem Untergang durch keinerlei Wolke behinderte und in purpurnem Rotgold erstrahlende Alpensonne, und die Freude, Zuhause zu sein, überlagerte den Reisetstress und den wackeligen Flug.

Sie nahm eine der bereitstehenden Gondeln zu ihrem Haus, das nicht weit von dem ihrer Schwester entfernt unter einem schattigen Hain lag. Sie stellte ihren Trolley in eine Ecke, kickte die Schuhe von sich und stellte die Kaffeemaschine an.

Während die gemahlten Bohnen brühten, rief sie ihre Schwester an.

Sie begrüßten sich herzlich und verabredeten sich für ein bequemes Abendessen bei Mirjam zu Hause.

Dann schaltete diese den Fernseher an, goss sich eine Tasse Kaffee ein und begann, ihren Koffer auszupacken. Sie ahnte nicht, dass sie die ganze Zeit beobachtet wurde.

»Echt, er hot dir oanfoch so an die Möpsa gegriffen?«

Mirjam war fassungslos. Nicht nur über das unrühmliche Ende, sondern über die ganze Geschichte mit Tom und Jerry, die Melanie ihr gerade erzählt hatte. Am Anfang hatte sie ihrer Schwester nicht abgenommen, dass sie zwei Jungs kennen gelernt hatte, die ausgerechnet Tom und Jerry hießen. Sie selber war eher aufgekratzt. Der Abend hatte mit Pasta begonnen und der Teil auf der Couch damit, dass Mirjam Melanie ihre zahlreichen blauen Flecken von der WOK-Abfahrt gezeigt hatte. Sie hatten schon das eine oder andere Glas Wein intus, als Melanie anfang, von dem vergangenen Abend zu erzählen.

Zuerst hatte Mirjam gedacht, Melanie sei in genauso schelmischer Stimmung wie sie und erfand die Tittengeschichte, um Mirjams makellosen Schenkeln mit den tiefvioletten Ziermustern etwas entgegenzusetzen, statt wie sonst üblich eher Belanglosigkeiten zu berichten.

Jetzt wusste sie nicht was sie sagen sollte. Ihre Schwester tat ihr auf gewisse Weise leid. Andererseits fand sie den Gedanken irgendwie geil. Und es war nicht so, dass sie Melanie nicht auch mal ein Abenteuer gönnte. In der Tat traute diese sich meistens einfach nicht. Sie nahm noch einen Schluck Wein, um ihren Beitrag kurz hinaus zögern zu können, als es an der Tür läutete.

Bereitwillig sprang Mirjam auf und öffnete.

Vor der Tür saß ein Hund mit einer grünen Mütze. Es war nicht ganz die gleiche Mütze wie im Irish Pub, aber es war ja auch nicht derselbe Hund. Um den Hals trug er eine elegante schwarze Fliege und vor ihm stand ein kleines Körbchen mit zwei Fläschchen Gurkenthaler Alpenlikör darin und einem Schild, auf dem stand: »Trinkt uns.«

»Melanie, des muasch der unschaugen.«, rief Mirjam.

Melanie kam zu ihrer Schwester an die Tür.

»Wos dei sich heintzutoge oinfolln lossen von der Webung.«, sagte sie nach einer kurzen Pause.

»I glab, des isch koane Werbung.«

Beide blickten wieder zu dem Hund, der sie, ganz Gentleman, abwartend ansah.

»Na guaten, Schoden konns ja net.«, sagte Mirjam schließlich, ganz Österreicherin.

Sie nahmen die kleinen Fläschchen, drehten den Verschluss auf und rochen kurz daran, aber es war lediglich der vertraute Duft des Kräuterlikörs, ohne fremde Note.

Sie stießen an und kippten das Zeug runter. Es brannte kurz, aber den Alpenschwestern sah man das Schütteln so gut wie gar nicht an.

»Ah, do schmeckst die Natur pur.«, sagte Mirjam. »So, und wos iatz?«, fragte sie in die Nachtluft.

Der Hund räusperte sich.

»Jetzt, meine Damen, würde ich Sie gerne bitten, mir zu folgen.«, sagte er.

Es dauerte ein bisschen, bis Melanie wieder auf den Beinen war. Als der Hund angefangen hatte zu sprechen, war sie postwendend umgekippt. Zum Glück hatte Mirjam selber einen kleinen Vorrat an Gurkenthaler und holte mit einem weiteren Fläschchen ihre Schwester wieder auf diese Seite des Bewusstseins zurück und genehmigte sich sicherheits halber auch noch einen Schluck.

Jetzt, die eine lag, die andere kniete, schauten sie zur Tür. Der Hund saß immer noch da und wartete. Er sah mit seiner grünen Mütze ebenfalls unfassbar dämlich aus. Dennoch bemühte er sich um würdevolle Haltung. Er schaute nicht direkt auf das Schwesternfiasko, sondern fixierte einen

Punkt schräg über ihnen, um ihnen gleichzeitig zu vermitteln, dass er sie zwar nicht beobachtete, aber dennoch da war und aufmerksam wartete.

Er fühlte einen Impuls, zu der am Boden liegenden Frau zu laufen und ihr das Gesicht zu lecken, aber er beherrschte sich.

Die Schwestern berieten sich leise, was sie tun sollten und vergaßen dabei, dass sie vor einem Hund saßen und Hunde nun mal besser hören als Menschen. Aus Höflichkeit klappte Braup die Ohren nach hinten und hoffte, sie würden sich bald entscheiden.

Es war wie üblich Mirjam, die letztendlich für das Abenteuer war. Aber sie musste ihre Schwester nicht lange überreden.

Diese hatte ja sozusagen eine Abenteuervorbereitungsschulung gehabt, als sie ohne groß zu überlegen mit Tom und Jerry ausgegangen war. Sie war top vorbereitet.

»Äh, ... Hund?«, begann Mirjam, »hosch du an Numen wie mir die riefen kennen?«

Braup räusperte ich erneut: »Braup. Aber wenn es den Damen beliebt, dürfen sie natürlich auch einen Kosenamen verwenden, wie Rex, Bello oder ...«, er schüttelte sich, »Fifi.«

»Na, Braup isch schun a guat, klingt österreichisch.«

»Wie Sie meinen.«

»Konnsch du a österriechisch bellen?«

»Mirjam!«

»Ja wos, i hon holt gedenkt. Außerdem warats a echt guate Sendung.«

»Wo gian mer hin?«, fragte die praktischer veranlagte Melanie.

»Ich fürchte, das ist Teil der Überraschung.«, antwortete Braup.

»Brauchen wir feste Kleidung?«

Mannomann, die stellten vielleicht Fragen. Als Hund war Braup nicht gerade Fachmann für Bekleidungsfragen.

»Ich denke, so weit ich das beurteilen kann, normale Abendkleidung wird Ihnen reichen.«

Es entstand noch eine ganz kurze Pause, in der sich der letzte Bereitschaftsschalter in den Köpfen der Schwestern umlegte.

Dann sagte Mirjam: »Wortesch a Minute, mir sein gleich fertig.«

Sie folgten dem gestelzt schreitenden Boxer die Allee entlang unter den Bäumen durch. Mirjam fühlte sich wie als Kind auf einer Mischung aus Schatzjagd und Nachtwanderung. Melanie hatte eher das Gefühl, auf eine große Party zu gehen. Die Frauen hatten sich bei der jeweils andern untergehakt und folgten kichernd und gespannt dem vor ihnen laufenden Tier.

Es führte sie zum Ufer des Inn, der in dieser Nacht traumhaft still im Mondlicht lag.

In der Ferne konnte Mirjam ein kleines Segelboot erkennen. Der Fluss lag beinahe schon gespenstisch ruhig da und wirkte auf einmal riesig, fast wie ein See.

Am Ufer wartete eine Gondel, auf deren Spitze ein einzelnes Nachtlicht stand und einen Kreis aus Licht jonglierte.

»Luigi«, begann Melanie, »so spät noch im Dienst?«

»Ah, Signora«, begann der Gondoliere, »was soll ik machen? Diese dumme Hunde sagen, mir pinkeln wieder auf die Kopf, wenn ich ...«

Ein leises aber bestimmtes Knurren von Braup brachte ihn augenblicklich zum Schweigen.

»Ich wollte sagen: Für belle Signorine zu Diensten zu sein, keine Zeit ist zu spät, va bene. Sedetevi.«

Die Frauen nahmen auf der Bank Platz, Braup saß ihnen gegenüber und sah zu ihnen und zu dem Italiener, falls er Dummheiten vorhatte, aber seine Sorge war unbegründet, genau wie im zweiten Weltkrieg.

Die Gondel fuhr einen Bogen und entfernte sich weiter als üblich vom Ufer.

Sie fuhren in die Dunkelheit.

Melanie wurde es ein wenig mulmig, sie wusste, dass Gondeln nicht für richtige Flussschiffahrt ausgelegt waren und dass der Inn beizeiten ein wilder Strom sein konnte, aber in dieser Nacht war nichts normal.

Um sie herum herrschte nach wie vor feierliche Stille.

Mirjam sah es als erste. Etwas Helles kam auf sie zuge-
trieben. Zuerst dachte sie, es sei eine weitere Gondel, aber die Form passte nicht. Außerdem hatte sie mehr als ein Licht und es waren auch keine Lampen, sondern Kerzen.

Merkwürdig, es sah aus wie eine kleine schwimmende Insel.

»Da schau, a Kuh«, gluckste Melanie.

Ein leises Möhen kam als Antwort.

Dann teilte sich das Licht in zwei, in drei, in ganz viele auf, und vor ihnen und der Gondel öffnete sich ein Spalier, eine Allee aus Licht, als sich die treibenden Kühe auf zwei Seiten verteilten und somit einen feierlichen Prozessionsgang für Mirjam, Melanie und ihre zwei Begleiter öffneten.

»Porca troia«, murmelte Luigi.

Sie passierten die ersten treibenden Lichtinseln und sahen, dass jemand kleine Teelichter überall auf deren Körper verteilt hatte. Außerdem stand auf dem Kopf einer jeden eine Kerze. Die Kühe hatten die Augen offen und sahen träge in die Gegend.

Es hatte Tom und Jerry mehrere Kästen Bier gekostet, für die Kühe, für die Wellen und für ein paar der Hunde die gleich noch kommen, aber es hatte sich gelohnt. Das Schauspiel war atemberaubend. Als die Gondel die Hälfte des Tunnels aus Licht passiert hatte, fingen die Wellen an, die Kühe, die sie steuerten, langsam zu drehen, was den Effekt des Spektakels noch mal verstärkte.

Andere Tiere hätten sich dabei vermutlich übergeben und dem ganzen einen Teil seines Zaubers genommen, aber wenn bei der einen oder anderen Kuh etwas hochwürgte, kaute sie es noch mal gründlich durch und schluckte es dann wieder runter.

Am Ende des Tunnels wartete ein Schloss aus Licht. Eine blendende Burg aus gleißender Helligkeit. So war zumindest der erste Eindruck. Als sie näher kamen, sahen die Schwestern, dass es sich um ein einfaches Boot handelte, nicht mal ein großes, aber es schien komplett aus Licht zu bestehen.

Als sie an dem Boot anlegten, senkte sich eine kleine Gangway aus Holz zu der Gondel hinunter und in der Öffnung der Bordwand erschien ein optischer Nachfahre der großen Kapitäne der Geschichtenwelt, ein Kapitän in der Tradition eines Ahab, eines Hook oder eines Barbarossa – Ludo.

»Moin, moin, die Damen, willkommen an Bord!«, begrüßte er sie lachend und mit einer kleinen Bierfahne.

Mittlerweile fand auch Mirjam diese Nacht mehr als seltsam und ein Funken gesunden Menschenverstandes merkte leise an, dass es vielleicht klug wäre, schnell ins Wasser zu springen, ihre Schwester mitzuziehen und dann auf einer Kuh nach Hause zu rudern, aber ein anderer, wesentlicherer Teil wollte wissen, wie das Abenteuer weiterging.

Sie kletterten auf das Deck und dort wartete die nächste surreale Szene. Die Helligkeit kam von dutzenden von Ker-

zen und diese wiederum standen außer auf der Reling auf dutzenden von Hundeköpfen und diese wiederum saßen militärisch angeordnet in Dreierreihen an Deck.

Die meisten Hunde sahen zum einen ähnlich dämlich aus wie ihre Kollegen mit den Hüten, die meisten wirkten aber extrem konzentriert und versuchten mit den Augen die ungewohnten brennenden Gebilde auf ihrem Kopf zu fixieren und rauszufinden, wie sie sie mit den Ohren am besten festhalten konnten, ohne sich zu verbrennen.

Ein paar der Hunde hechelten, wieder andere wedelten mit dem Schwanz als die Frauen an Bord kamen, womit sie wiederum andere Hunde aus dem Konzept brachten, denen dann Wachs auf den Kopf tropfte und die anfangen zu knurren oder ähnliche Gesten machten.

Der Colonel seufzte. Er wusste nicht, warum er sich auf den Mist eingelassen hatte und fand auch die Lösung mit den Kerzen auf den Hunden nicht ideal – dafür gab’s schließlich Kühe – aber seine Einheit hatte aus irgendeinem Grund einen Narren an Tom und Jerry gefressen, vielleicht war es auch das Bier, dass er sich aufgrund der momentan beruhigten Lage auf Österreichs Binnengewässern bereit erklärt hatte, an diesem Abend teil zu nehmen.

Dem Anlass entsprechend trug er seine Gardeuniform und trat aus dem Schatten des Bootshauses, um die beiden sichtlich etwas eingeschüchterten Damen zu begrüßen.

»Sehr geehrte Zivilistinnen, mein Name ist Colonel Brörp Graytower.«

Einer der Hunde und Mirjam unterdrückten verzweifelt ein Lachen.

Der Colonel übergab das geflissentlich.

»Die Bedeutung dieser Abkürzung erspare ich Ihnen, jedenfalls möchte ich Sie im Namen der Landesregierung

hier willkommen heißen und Sie bitten, über alle...unge-
wöhnlichen Aspekte des heutigen Tages strengstes Still-
schweigen zu bewahren. Das gilt auch für alles, was Sie
möglicherweise im Laufe des Abends von zwei unserer ...«,
hier zögerte er noch länger, »... Ehrendekorierten erfahren.
Ihr Gondoliere wird Ihnen die ganze Zeit zur Verfügung
stehen, wenn Sie das Boot wieder verlassen möchten.«

»Va farti fottere!«, kam es gedämpft von hinter der Bord-
wand.«

Dann trat er zur Seite und öffnete den Weg zum Eingang
in das Bootshaus.

Ehrendekorierter? Melanie und Mirjam waren nun mehr
als gespannt, was sie erwartete.

Das erste, was sie sahen, als sie den kleinen Raum be-
traten, war ein Hund mit einer Kerze und einem kleinen
grünen Hut auf dem Kopf, der auf dem Tisch saß.

Dann sahen sie Tom und Jerry.

»I hons gewisst! Des sein se.«, flüsterte Melanie unnöti-
gerweise ihrer Schwester zu.

»Wer, die Tittengrapscher?«, flüsterte diese zurück, wo-
raufhin Tom sich leise räusperte und in der gleichen, im
Raum klar verständlichen Flüsterlautstärke zu Jerry sagte:
»Hey, ich glaub sie hat uns erkannt. Aber wie redet die
denn von dir?«, was ihm wieder mal einen dieser typischen
Jerry Blicke einbrachte.

Jerry hatte ein ganz anderes Problem: Er wusste nicht,
was er sagen sollte.

Die beiden Frauen standen nach wie vor am Eingang und
warteten ab. Jerry wusste, dass der erste Satz entschied,
ob sie blieben oder wieder gingen. Dummerweise klopfte
sein Herz in diesem Moment so laut, dass er nicht in Ruhe
nachdenken konnte.

»Liebe Mirjam, liebe Melanie ...«, nein, viel zu förmlich, er wollte sie schließlich nicht miteinander verheiraten.

»Sehr verehrte Gäste«? Nee, auch blöd.

»Guten Abend die Weichselbrauns, was treibt euch denn hierher, haha?« – Hat jemand eine Pistole, bitte?

Tom löste schließlich die Situation auf und sagte einfach:
»Hi.«

Die Reaktionen waren natürlich verhalten. Melanie antwortete mit einem misstrauensgetränkten Hi, während Mirjam erst mal nichts sagte.

Als ihre Schwester und TJ weiterhin unbeholfen im Raum standen und nur Brönks Hecheln, dem unter der Kerze und dem Hut ziemlich warm war, zu hören war, fragte Melanie irgendwann: »Und was soll des Gonze do?«

»Nun«, schaltete sich endlich auch mal Jerry ein, »wir würden Euch gerne eine Geschichte erzählen ...«

»Also die ganze Geschichte!«, warf Tom ein.

»... und dachten, wir schaffen dafür den passenden Rahmen, denn es ist keine wirklich gewöhnliche Geschichte.«

»Aber eine schöne!«

»Und eine spannende!«

»Und sie beginnt mit einer wunderschönen Frau.«

»Und endet vielleicht mit Zweien.«

»Und wir haben Bier.«

Blick.

»Sorry. Es ist sogar aus Österreich.«

»I hons dir gsog, die zwoa hom se net olle.«

»Des kenn i vom Fernseh.«

Mirjam ergriff die Initiative und setzte sich an den Tisch. Ihre Schwester folgte ihr, zwar widerstrebend, aber dennoch.

Tom und Jerry setzten sich dazu, ein jeder neben seine Dame.

»Enkre Hunde hom a Fäibel für Hiate, oder?«

»Nur für grüne.«, antwortete Tom.

»Nun denn, mir sein gesponnt auf enkre Geschichte. Erzähls amol.«

Und Tom und Jerry erzählten.

Es war weit nach Mitternacht, als sie in der Gegenwart ankamen und noch viel später, als Melanie und Mirjam auch nur die Hälfte der Fragen beantwortet bekamen, die sie gestellt hatten. Der tapfere Brönk schlief auf dem Tisch, eingerollt zu einem kleinen Knäuel.

Manchmal schlug sein Schwanz im Traum aus und fegte eins der Gläser oder eine Flasche vom Tisch, welche dann mit einem dumpfen Laut auf dem alten Dielenboden der Kabine landeten, aber das bekam schon niemand mehr mit. Dafür unterhielten sich alle zu sehr.

Ein unbeteiligter Beobachter konnte denken, dort saßen vier Freunde, die sich seit Ewigkeiten kannten. Vielleicht ABBA oder so. Zu gut war das Gespräch, zu innig die Stimmung, zu offen der Blick, um Augen für etwas anderes zu haben.

Tom sah mit Befriedigung, wie Jerry und Mirjam auf einer gemeinsamen Wellenlänge surften. Er sah auch, wie Mirjam einmal zu ihm sah und ihm zuzwinkerte.

»Hm, im schlimmsten Fall tauschen wir in einem halben Jahr.«, dachte er sich. »Oder es gibt einen fürchterlichen Dreier. Oder Vierer.«

Aber das alles würde zu einer späteren Zeit kommen, und so, wie es sollte.

In diesem Augenblick lag Melanie in seinem Arm. Er streichelte sanft ihr Haar, malte mit seinen Fingerspitzen

die Karte ihres Gesichts und ließ seine Augen von dem Schimmer trinken, mit dem das Kerzenlicht auf ihren weiß-blonden Haarsträhnen tanzte.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie Jerry seine Hand auf die von Mirjam legte und sie sie nicht weg zog.

Guter Junge, dachte er. Endlich am Ziel. Beide.

Er sah zu Melanie, die zu ihm sah.

Langsam drehten sich ihre Gesichter zueinander. Ein Oval legte sich über das andere. Vor ihm gingen zwei dunkle Monde auf, Melanie, die dunkle, schwarze, Tom der Zwillingsmann, der jetzt vor ihren Augen kniete, die größer und größer wurden. Wie im schwerelosen Raum drifteten sie zueinander, scheinbar mit der Langsamkeit der Ewigkeit, aber ohne jeden Widerstand. Er spürte ihren Atem auf seinem Mund und dann endlich, endlich, berührten sich ihre Lippen und dann ... dann wurde alles um ihn herum weiß.

Epilog

Tom wachte auf, weil die Pfütze, in der er lag, nicht mehr ausschließlich nach Erbrochenem roch. Außerdem schien es zu regnen. Er wollte sich aufrichten, blieb aber dann liegen und suchte im Himmel nach der Wolke, die ihn voll regnete, aber da war keine. Die Sonne stach fast boshaft hell durch den gleißenden Himmel und lachte ihm fies ins Gesicht.

Im ersten Moment wusste er nicht, wo er war, wo war Ludos Boot, wo waren Melanie und Mirjam und Brönk und General arschloch und all die anderen?

Es dämmerte ihm, als sich die Helligkeit um ihn herum zu festen Schemen und Formen verdichtete. Zu einer Burg, zu Bäumen an einem Straßenrand, zu einer Straße, auf der er lag, zu einem Mann mit Hund, der in einiger Entfernung vorbei ging und dem General zwar täuschend ähnlich sah, aber keine Anzeichen des Erkennens zeigte.

Als er sich bewegen wollte und sein Körper mit einer Welle aus Übelkeit und Kopfschmerzen reagierte, meldeten sich spärliche Erinnerungen, und ihm war klar, wo und wann er sich befand.

Die Erkenntnis, obwohl logisch, traf ihn trotzdem ziemlich hart.

Er versuchte komplett still zu verharren, um den Traum wiederzuholen. Um vielleicht aus diesem Traum aufzuwachen und sich in Melanies Armen wieder zu finden. Oder in Mirjams.

Als eine Mutter mit einem kleinen Jungen vorbei kam, der auf ihn und etwas zeigte und laut: »Guck mal Mama, zwei Morgengrauen!«, sagte und auch das Vogelgezwitscher immer lauter wurde, beschloss er, sich der Realität zu stellen. Langsam und vorsichtig richtete er sich auf. Die Welt kippte wieder in eine gerade Version. Am Rande seines Blickfeldes saß Jerry.

Tom drehte sich auf seinem Hosenboden zu ihm um und sah ihn an.

Jerry saß, die Beine aufgestellt und die Arme um die Knie geschlungen, am Straßenrand und schaute gedankenverloren auf ein großes Werbeplakat. Auf dem Plakat sah man eine Frau, die aus Honig, Milch und Weizen gemacht schien. Sie trug ein rostbraunes T-Shirt und jonglierte vor einem Milkahimmel mit einem Apfel.

Tom stöhnte innerlich. Er kroch zu seinem Freund und setzte sich neben ihn.

Eine Weile sagten beide nichts, Tom in Gedanken, Jerry in Mirjams Augen versunken.

Irgendwann sagte Jerry: »Das ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe.« Und Tom sagte: »Hmhm.« Und ein wenig später: »Wir können sie ja besuchen fahren.«

Jerry überlegte. »Die wohnt bestimmt in Wien. Dann könnte ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, sozusagen.« und grinste.

Tom senkte den Kopf.

»Tut mir Leid, alter Freund, ich glaube, Wien muss warten. Ich hab so im Gefühl, dass sie sich zur Zeit nicht dort aufhält, aber wir können uns ja erst mal waschen und dann ins Netzcafé gehen und nachschauen und dann sehen, was wir machen.«

»Klingt vernünftig.«

»Vorher müssen wir aber noch mal im Irish Pub vorbei.«

Jerry drehte sich zum ersten Mal zu Tom um, rümpfte unmerklich die Nase und sagte: »Du kannst unmöglich schon wieder Lust haben zu trinken.«

»Hab ich auch nicht«, sagte Tom, »aber ich brauche dringend ein frisches T-Shirt.«

Ende

Coffee Fellows und Jazz Café Bar,
Frankfurt, Sachsenhausen, April 2010



MIRJAM DREER

BEGRABEN UNTER GÄNSEBLÜMCHEN

Schöngeredet wurde die **Liebe** schon oft genug. Doch damit ist jetzt Schluss. In ihrem zweiten Roman räumt **Mirjam Dreer** mit allem auf, was an **Rosa-Plüsch-Zuckerwatte** erinnert. Egal, ob man mit jemandem schläft, der es sowieso niemals ernst mit einem meinen wird, ob **Herzen** – im wahrsten **Sinne** des Wortes – brechen oder ob man erst erkennt, wie wichtig jemand ist, wenn er nicht mehr da ist, hier darf nach **Herzenlust** gelitten werden. Denn manchmal ist love eben doch nicht alles what we need, sondern alles, what we begraben können. Wenn's sein muss auch unter **Gänseblümchen**.

„Waren wir da nicht wirklich glücklich? Können wir das nicht wieder werden?“

Mirjam Dreer, Begraben unter Gänseblümchen

Taschenbuch | 160 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-02-5 | Veröffentlichungsdatum: 01.08.2011

Das
verstörende
Drogenbilder-
buch

Der kleine Junkie Nimmerplatt

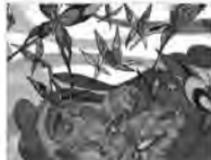
Illustriert von Artur Fast
Text von Andy Strauß



ANDY STRAUSS UND ARTUR FAST

DER KLEINE JUNKIE NIMMERPLATT

In Anlehnung an das bekannte Kinderbuch „Die kleine Raupe Nimmersatt“ hier das geniale Anti-Drogenbuch „Der kleine Junkie Nimmerplatt“ Die Texte stammen von Andy Strauß und die bombastischen Zeichnungen aus der Hand von Artur Fast. Der Leser begleitet den kleinen Junkie Nimmerplatt eine Woche lang durch dessen Leben, in dem er nur ein Problem hat: Er wird nicht mehr platt. Das Ende wird nicht verraten, nur so viel: Er wird kein Schmetterling, zumindest kein schöner.



Andy Strauß und Artur Fast, Der kleine Junkie Nimmerplatt

Hardcover | 24 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-00-1 | Veröffentlichungsdatum: 01.07.2011



ARNO LOEB

DER NEUSCHWANSTEIN CODE

Auf Schloss Neuschwanstein bricht die Hölle los!

Die zwei Morde, die sich in dem idyllischen Touristenmagneten ereignen, sind nur der Beginn einer Reihe bizarrer Geschehnisse, in deren Mittelpunkt die Fremdenführerin Wally und der ermittelnde Kommissar Dolling stehen.

Denn was sich für die Polizei zunächst als ein normaler Mordfall darstellt, entpuppt sich sehr bald als eine Verschwörung, deren Wurzeln in der Zeit der Nibelungen liegen.

Und so finden sich Wally und Dolling bald gejagt von einer nordischen Killerin und einer ominösen Organisation wieder, die alles daran setzen, das mysteriöse Geheimnis um Schloss Neuschwanstein für ihre dubiosen Interessen zu nutzen.

Das Neuschwanstein-Geheimnis von einem legendären Schatz geht weit über unermesslichen Reichtum hinaus und interessierte bereits König Ludwig II., Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Wer diesen gigantischen Schatz besitzt, der gehört nicht nur zu den Reichsten, sondern auch zu den Mächtigsten.

Arno Loeb, Der Neuschwanstein Code

Taschenbuch | 196 s. | 12,95 €

ISBN: 978-3-942920-09-4 | Veröffentlichungsdatum: 01.04.2012



CHRISTIAN RITTER

DICHTER SCHLACHTEN

Mord beim Poetry Slam! Eine Jurorin wird am Morgen nach der Veranstaltung erdrosselt aufgefunden. Jungkommissar Björn und seine Kollegin Kim nehmen die Ermittlungen auf. Wollte da ein Slammer auch mal Richter spielen und wurde zum Henker? Nach einem weiteren Vorfall wird klar: Die jungen Ermittler haben es mit einem Serientäter zu tun, und irgendwie hängt die Sache mit den Texten eines gewissen Poeten zusammen. Um sich Durchblick zu verschaffen, tauchen Björn und Kim undercover in die Slam-Szene ein. Sie jagen ihren Hauptverdächtigen Mo Schimmer, Andy Krauß, Frau Line, Franz und Moritz Bienenbang durch die ganze Republik hinterher. Doch sie laufen Gefahr, sich zu sehr in die Slam-Szene zu integrieren und ihre eigentliche Aufgabe zu vernachlässigen. Wird vor ihren Augen weitergemordet?

Christian Ritter, Dichter schlachten

Taschenbuch | 196 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-07-0 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



MUSHIFLO

FICKEN. GELD. DROGEN. NUTTEN.

In diesem Buch erzählt Mushiflo selbst, wie er von einem kleinen Haufen genetischer Indifferenz zu etwas Erhabenem wurde, etwas, das fähig ist alle Schichten des Landes mit der unfassbar gewaltigen Liebe, die seinen Liedern innewohnt zu vereinen. Begleiten Sie ihn ein Stück, lassen Sie ausgelatschte Wege wie Trash- und Popkultur links liegen und finden sie sich in einem genialen Musikergehirn, jenseits aller bekannten Grenzen und Katalogisierungen, wieder.

Dirk Bernemann, Autor

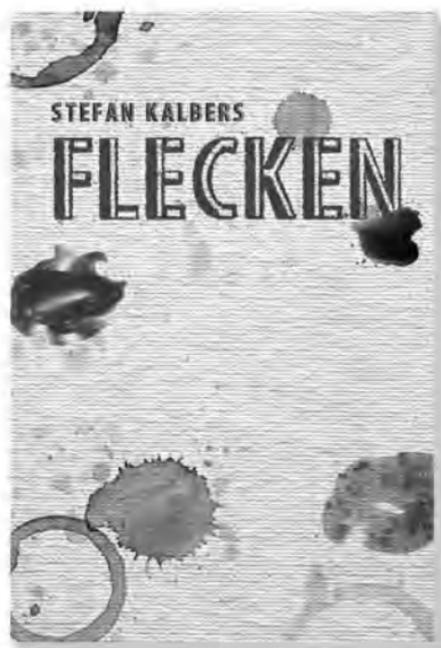
MushiFlo tanzt, ruft und brüllt die unbequeme, allgegenwärtige Wahrheit heraus. Er ist kein Prediger, kein Ideologe, sondern ein Schamane. Darum trägt er eine Maske. Er schlägt dir den Staus quo ins Gesicht und holt sich darauf einen runter.“

Aron Sayed, Literatur- und Musikwissenschaftler

MushiFlo, Ficken. Geld. Drogen. Nutzen.

Taschenbuch | 240 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-13-1 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



STEFAN KALBERS

FLECKEN

Entschuldigung, haben Sie kurz Zeit?

Wollten nicht auch Sie immer schon mal wissen:

...wie egal es sein kann eine Wandergruppe mit dem ICE zu überfahren?

...warum Psychologen gern kleine Hunde treten?

... wieso man einer Religionsstudentin keine Spermaprobe zugestehen sollte?

Dann ist da noch die Sache mit dem jungen Mann, der einfach nicht aufhört zu wachsen.

Von dem Affen ganz zu schweigen.

Die Kurzgeschichten in diesem Band gleichen unerwünschten Flecken (im Gehirn).

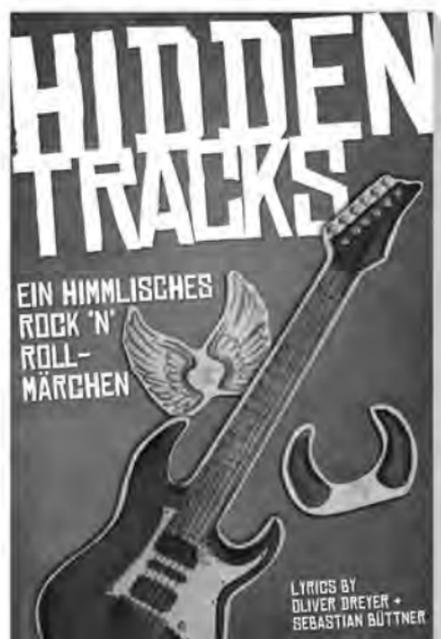
Sie gehen nie wieder weg.

Stefan Kalbers versteht es auch in seinem neuesten Werk die „Un“-Tiefen des menschlichen auszuloten und uns schmerzlich zu verabreichen.

Stefan Kalbers, Flecken

Taschenbuch | 160 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-10-0 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



OLIVER DREYER UND SEBASTIAN BÜTTNER

HIDDEN TRACKS

An manchen Tagen geht wirklich alles schief! Clay, der Sänger einer erfolglosen Rockband, stürzt betrunken von der Bühne – und findet sich im Paradies der toten Rockstars wieder. Doch bevor Clay im Himmel höllisch gute Partys mit Jimmy Hendrix & Co. feiern darf, muss er zuerst seine Seele retten. Denn Clay hat sein Talent verschwendet. Zur Strafe schickt ihn Gott zurück auf die Erde. Damit er hier die Leben von drei scheinbar hoffnungslosen Versagern in die richtigen Bahnen lenkt. Was Clay nicht weiß: Gott hat seine Seele längst verwettet ...

Oliver Dreyer und Sebastian Büttner, Hidden Tracks

Taschenbuch | 196 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-08-7 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



SIMON HÖFER

IGEL SPENDEN ZUVERSICHT

Igel spenden Zuversicht ist ein erquickt lebendiges Konglomerat aus philosophisch-philanthropischen Impressionen, Halli Galli Drecksauparty, gewieftem Gewusel, Epikur und Pipi-Kacka, lebensbejahenden Liebesbekundungen an das Wasauchimmer höchst selbst und irgendwas mit Rutschesocken. Der Almanach (Must have) für alle Guerilla-Pfiffikusse und Querköpfe, Gutmenschen und KuckucksKinder, Erbschleicher und Satansbraten, Underground-Ulknudeln und intellektuellen Tausendsassas direkt aus dem Geiliostrudel des Simon Höfer, einem Holdrio, der sich über beide Hoden ins Leben verknallt hat. Vom Steißbein zum Bimsstein.

Simon Höfer, Igel spenden Zuversicht

Hardcover | 80 s. | 12,95 €

ISBN: 978-3-942920-12-4 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



JANA KRIVANEK

KLEINE FISCHE KÜSSEN BESSER

Was gibt es Schlimmeres als verlassen zu werden?

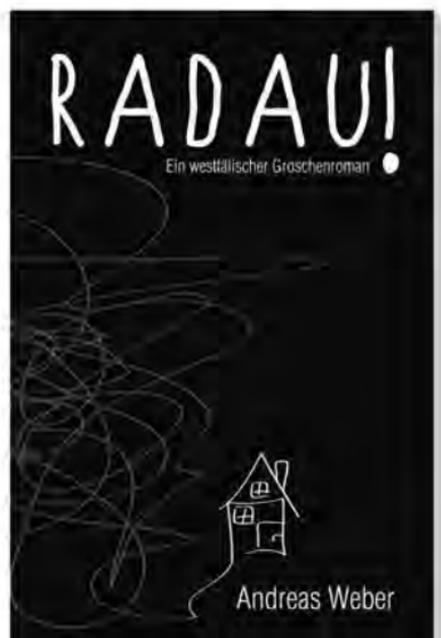
Genau dann verlassen zu werden, wenn **Frau** es am allerwenigsten erwartet – in Strapsen, **High Heels** und einem Hauch von Nichts in der Küche stehend zum Beispiel. Statt scharfem **Liebesschmaus** setzt es für Lola ein bitteres Liebesaus und sie steht im verflixten siebten Jahr plötzlich auf der **Straße**. Schlimmer kann es also kaum kommen!

Bis ein metrosexueller **Millionär**, ein schnuckeliger **Schwuler** und ein manierloser **Macho** in Lolas Leben treten. Da hilft nur eine von Lolas perfekt ausgeklügelten Strategien, doch die macht das **Chaos** erst recht perfekt...

Jana Krivanek, Kleine Fische küssen besser

Taschenbuch | 192 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-01-8 | Veröffentlichungsdatum: 01.08.2011



ANDREAS WEBER

RADAU

Radau ist Pop. Radau ist laut.

Und Herr Weber ist westfälischer Profikiller, Mitglied einer geheimen Kaste, die sich zur Aufgabe gestellt hat, das westfälische Münster vor dem Fremden und Bösen zu bewahren. Als die 14-jährige Paula ihre Eltern bei einem Verbrechen verliert, nimmt er sich dem Mädchen an und bildet sie in seinem Handwerk aus. Für die pubertierende Paula öffnet sich eine absurde Welt, in dessen Mittelpunkt eine weiße Hütte und der Verräter Johann-Conrad Schlaun liegen.

Eine Welt, die sie so nur aus dem Fernsehen kannte. Radau ist eine Hommage an Leon der Profi, Kill Bill, Reservoir Dogs, Annette von Droste-Hülshoff und natürlich eine Liebeserklärung an die Provinzhauptstadt Münster. Radau ist ein westfälischer Groschenroman.

Andreas Weber, Radau

Taschenbuch | 192 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-11-7 | Veröffentlichungsdatum: 01.03.2012



CHRISTOPH STRASSER

SEMESTERFERIEN

Zugegeben: Studieren ist anstrengend und gar nicht sexy. Wie gut, dass es Semesterferien und den Sommer gibt! Denn dann ist die Zeit, Referate, Seminare und langweilige Hausarbeiten zu vergessen und sich den wirklich wichtigen Dingen im Leben zu widmen.

Auch die Freunde Platon und Jim stürzen sich kopfüber in die vorlesungsfreie Zeit und genießen in vollen Zügen, was diese ihnen zu bieten hat:

Einen besten Freund, der Selbstmordgedanken hegt, einen Nebenjob, der einen die Würde kostet und natürlich das quälende Gefühl, wirklich alles im Leben falsch gemacht zu haben. Aber dafür sind Ferien schließlich gemacht, oder?

Christoph Straßer, Semesterferien

Taschenbuch | 192 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-04-9 | Veröffentlichungsdatum: 01.11.2011



DIRK BERNEMANN

TRISOMIE SO ICH DIR

Roy hat ein Herz aus Pudding, Solveig züchtet Illusionen und Ingeborg muss am Ende ihres Lebens ihre Liebe halbieren. Die Leben dreier Menschen kollidieren, antriebsgestört, gefühlsüberfüllt und impulsbescheuert. Dabei passieren unnachzählbare Dinge, bei denen nicht nur Gott lieber wegschaut.

Dirk Bernemann erzählt die verstörenden Biographien von drei Zufalls-existenzen, deren Lebenswege wie Regentropfen an der Fensterscheibe zusammenlaufen. Dazu benutzt er eine Sprache, die gleichzeitig dokumentiert und herzergreifend berührt.

„Die alte Frau denkt sich, wie sie Roy so ansieht und ihn mit ihren Geschichten ohrfeigt, was er denn schon von der Welt weiß und traut ihm lediglich Kindergefühle wie Geburtstagschönfinden oder Eisdienwarteschlangengefühle zu.“

Dirk Bernemann, Trisomie so ich Dir

Hardcover | 192 s. | 12,95 €

ISBN: 978-3-942920-05-6 | Veröffentlichungsdatum: 07.10.2011



ANDY STRAUSS

UHRMACHER

Während die einen ihren unendlichen Reichtum durch übertriebene Feste und Orgien zelebrieren, verstecken die anderen ihre als Erlöser eines chinesischen Naturvolkes erwirtschafteten Diamanten einfach in der Miniatur eines Schrottplatzes, welchen sie in ihrer Wohnung nachbauen. Ein schicksalsvoller Anruf beim Uhrmacher Mr. Smith lässt diese Welten auf unheilvolle Weise zusammenstoßen.

Nach 2 Büchern mit Kurzgeschichten, einem Bilderbuch und unzähligen Beiträgen im Zeitschriften (u.a. Dummy Magazin), nun der erste vollständige Roman des Enfant terrible der Slammerszene.

Andy Strauß, Uhrmacher

Taschenbuch | 160 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-06-3 | Veröffentlichungsdatum: 01.10.2011



ROBERT POLZAR

WIR SOLLTEN DRINGEND WENIGER ZUSAMMEN UNTERNEHMEN

„Weißt du was ich mal wieder gern hätte? Eine neue Unterhose.“

„Ich hätte gerne überhaupt mal eine.“, sinnierte Tom.

Jerry stockte, also, er wurde zu einem Stock, so ein bisschen verstockt halt, wie Stöcke so sind.

„Wie, du hast keine Unterhose an?“

Robert Polzar legt mit „Wir sollten dringend weniger zusammen unternehmen“ ein absolut unterhaltsames **Buch** vor. Zwei Freunde begeben sich auf eine **Reise** und wenn zwei eine Reise tun, ja, da kann man was erzählen, zumindest wenn man auf sprechende **Hunde**, die Kelly Family und diverse andere abstrakte **Gestalten** jenseits der üblichen Reiserouten trifft. Was tut man nicht alles um zum **Mirjam Weichselbraun** zu gelangen.

Robert Polzar, Wir sollten dringend weniger zusammen unternehmen

Taschenbuch | 180 s. | 9,99 €

ISBN: 978-3-942920-03-2 | Veröffentlichungsdatum: 01.08.2011